ar

7

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1980

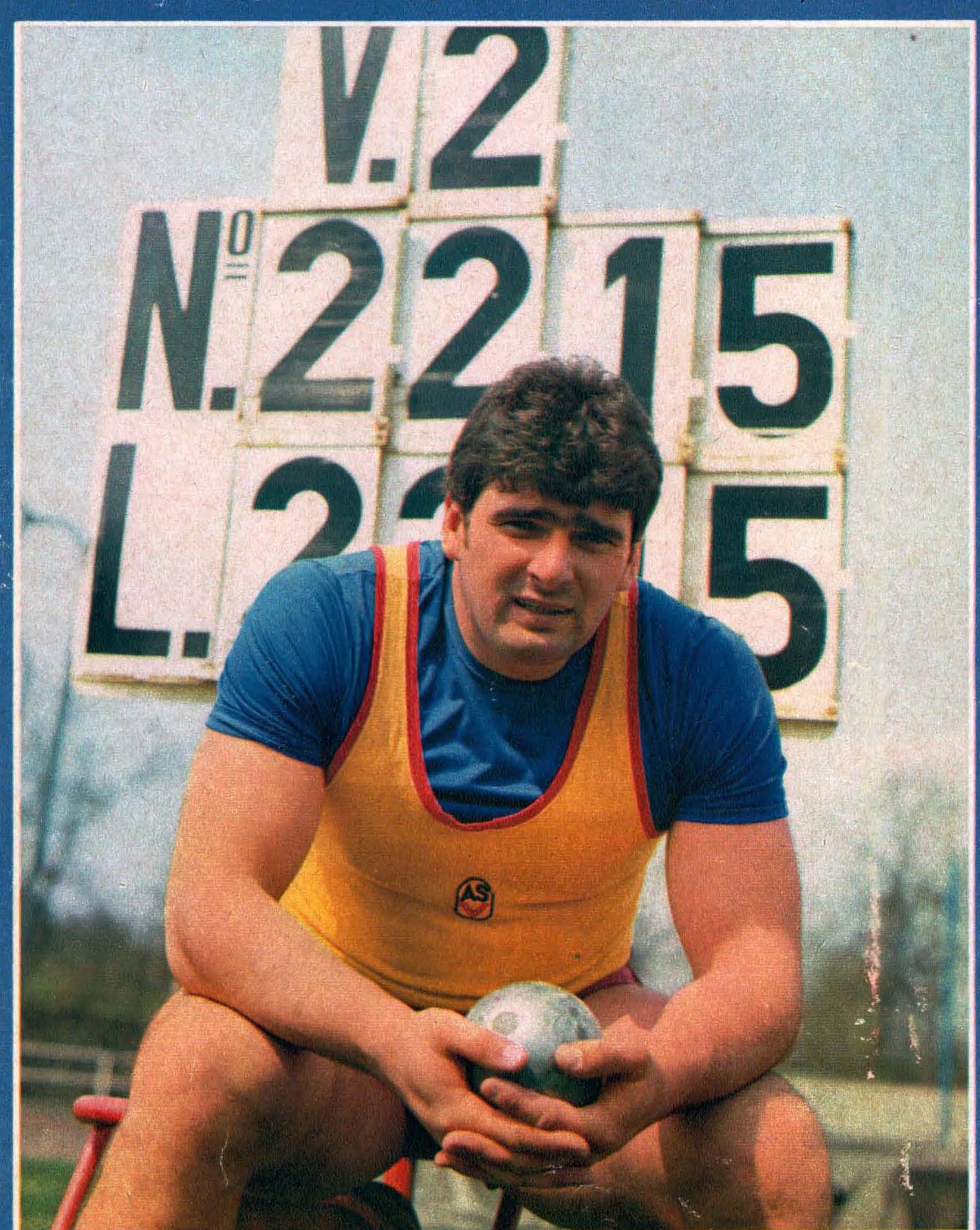




Foto: Marianne Motz

Was ist Sache?

Wir leben in einer Zeit und einer Welt, in der die Ursachen von Kriegen noch nicht ausgemerzt sind. Sie wurzeln im Profitstreben des Monopolkapitals, in seinem Drang, den Sozialismus zu vernichten und sich die Erde wieder vollends untertan zu machen. Derzeit steuern die imperialistischen Mächte, allen voran die USA, einen ausgesprochen aggressiven Kurs; sie setzen alles, was sie haben, ein, um ihre menschheitsfeindlichen Ziele auch mit militärischen Mitteln durchzusetzen. Das beschwört enorme Gefahren für den Frieden herauf, zwingt uns zu höherer Wachsamkeit und Verteidigungsbereitschaft. Die jüngste 12. Tagung des Zentralkomitees der SED hat dies erneut deutlich gemacht.

Mit der Erfüllung unseres militärischen Klassenauftrages sichern wir zusammen mit unseren Waffenbrüdern friedliche äußere Bedingungen für den sozialistischen und kommunistischen Aufbau; es geht darum, zur Abwehr jedweden Aggressionsversuches bereit zu sein. Sollte es dem Imperialismus gelingen, uns dennoch einen Krieg aufzuzwingen, so müssen die sozialistischen Streitkräfte fähig sein, sofort den Kampf aufzunehmen, um den Aggressor vernichtend zu schlagen. Das aber erfordert sowohl eine hohe Gefechtsbereitschaft der aktiv dienenden Soldaten als auch starke, gut ausgebildete und stets einsatzbereite Reserven. So kann und darf es eben auch für die Reservisten, ob nun gediente oder ungediente, keine Ruhe geben – weder im Hinblick darauf, daß sie sich militärpolitisch und militärfachlich informieren, sich körperlich fit und leistungsfähig halten und die sozialistische Wehrerziehung unterstützen, noch was ihre spezielle militärische Weiterbildung im Reservistenwehrdienst betrifft.

Es liegt in der Natur der Sache, daß militärisches Wissen und Können einem besonders hohen Verschleiß unterliegt. Da verblaßt nicht nur manches, vieles in unseren Streitkräften verändert sich auch schnell: Neue

Was hat es mit dem Reservistenwehrdienst auf sich?
Kurt Siebenlehn

Man gibt mir keinen VKU mehr, weil ich jetzt am Standort eine Nebenwohnung habe.
Meister Pietsch

Waffensysteme kommen in die Truppe, Strukturen werden den neuen Bedingungen angepaßt, Kampfesweise und Taktik entwickeln sich weiter. All dies erfordert ein nahezu ständiges Umdenken, sich in Theorie wie Praxis darauf einzustellen, sich an Ort und Stelle zu qualifizieren, im militärischen Leben und Erleben beherrschen zu lernen, was sich in der Truppe getan hat und was eben auch den Reservisten kein Buch mit sieben Siegeln bleiben darf. Denn wie sonst sollten sie im Bedarfsfalle fähig sein, schnellstens ihre Kampfaufgaben zu erfüllen und einen Aggressor vernichtend schlagen zu helfen?

Ausgehend davon sieht das Wehrpflichtgesetz den Reservistenwehrdienst als eine Form des Wehrdienstes vor. Man versteht darunter die Reservistenausbildung, in welcher ungedienten Reservisten allgemeine militärische Grundkenntnisse vermittelt werden; des weiteren die Reservistenübung, die für die Weiterbildung der gedienten Reservisten gedacht ist, sowie die Überprüfung der Kampffähigkeit und Einsatzbereitschaft von Reservisten. Während Letzteres durch kurzfristige Einberufungen erfolgt und meist auch nur kurze Zeit dauert, kann die Dauer des Reservistenwehrdienstes – abhängig vom Lebensalter sowie der erreichten bzw. angestrebten Qualifikation – bis zu sechs Monate betragen.

★

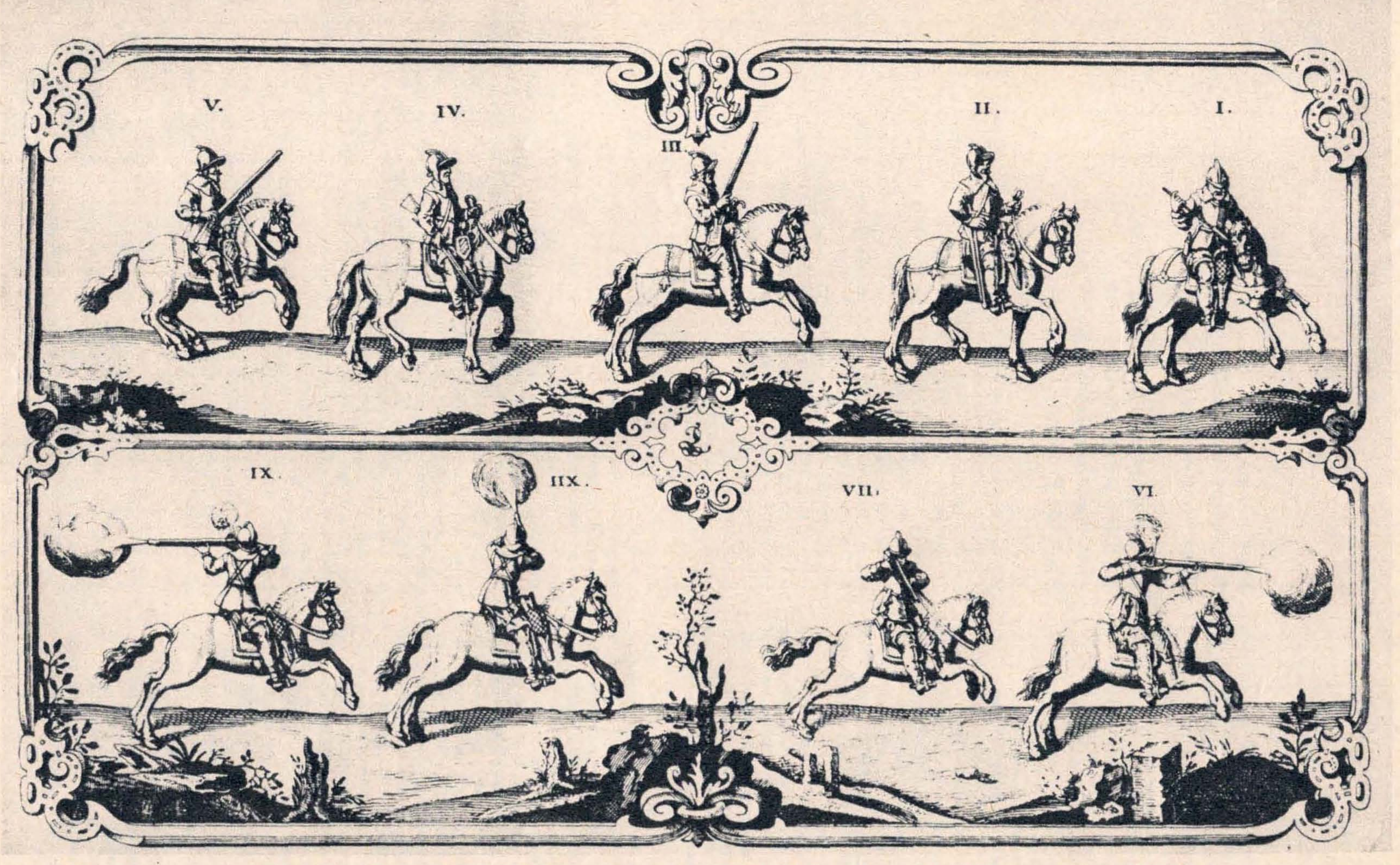
Als Berufsunteroffizier wurde Ihnen, wie Sie schreiben, am Standort eine Einraumwohnung zugesprochen. Das entspricht sowohl den militärischen Erfordernissen nach ständiger Gefechtsbereitschaft als auch Ihren persönlichen Wünschen und Interessen. Da Sie aber noch nicht verheiratet sind, haben Sie sie als Nebenwohnung angemeldet; Ihre Hauptwohnung ist nach wie vor die Ihrer Eltern. Aus der letztgenannten Tatsache schließen Sie, daß Ihnen weiterhin verlängerter Kurzurlaub zustehe. Sie irren jedoch.

In Ziffer 13(2) der Urlaubsvorschrift DV 010/0/007 ist zwar von verlängertem Kurzurlaub für Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere auf Zeit sowie Berufssoldaten die Rede, aber mit der deutlichen Einschränkung, „wenn sie nicht im Standortbereich wohnen und nicht täglich ihren Wohnort aufsuchen können". Sie hingegen wohnen im Standortbereich und können im Rahmen der dienstlichen Möglichkeiten jeden Tag nach Hause gehen. Im Sinne der Urlaubsvorschrift ist es dabei unerheblich, ob es sich um die Haupt- oder eine Nebenwohnung handelt. Folglich können Sie keinen Anspruch auf verlängerten Kurzurlaub geltend machen. Ergänzend verweise ich Sie zudem auf Ziffer 3(1) der Wohnraumversorgungsordnung der NVA, in der es heißt, daß „Berufssoldaten, die nicht am Standort wohnen", verpflichtet sind, „einen Antrag auf Zuweisung von Wohnraum bzw. Wohnungstausch zu stellen und zum Standort umzuziehen, wenn Wohnraum zur Verfügung gestellt wird".

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur



Die Illustration entnahmen wir aus „Das Pferd im Militärwesen“ von Karlheinz Gleß, erschienen im Militärverlag der DDR.

Hänschenklein

Aus dem Alter, als wir dieses nette Kinderliedchen brav und artig geliebten oder auch weniger geliebten Verwandten vorsingen durften, sind wir raus. Zum Glück oder leider? „In die weite Welt hinein" ist so mancher von uns gegangen, und wer denkt da nicht gern an die unbeschwerte Kinderzeit im elterlichen Heim, wenn er jetzt in der Kasernenstube oder im Internatszimmer untergebracht ist? Keine Angst, sentimentaler wird's nicht. War nur so ein kleiner Gedankensprung. Er kam mir, als ich die amüsanten, gekonnt gemachten und musizierten Variationen des „Hänschenklein"-Liedes vom Streichquartett der Barbara Thalheim hörte. Für mich einer der besten Beiträge auf dieser zweiten Langspielplatte (Amiga 845 180) der selbstbewußten, sympathischen Sängerin und ihrer musikalisch-soliden Begleiter Holm Birkholz, Christian Trompler, Erich Krüger und Jens Naumikat. „Was fang ich mit mir an" – so das Titellied. Ansprüche an sich selbst, an Freunde und Fremde, Alltagserlebtes, Persönliches werden durch Text (außer einem: Fritz Jochen Kopka) und Musik (Thalheim, zwei Lieder von Birkholz) formuliert. Musik, die mit jedem Anhören mehr gefällt.

Das Schicksal des jungen Herrn interessierte auch schon Veronika Fischer, „Hänschengroß" war auf ihrer ersten LP zu hören. Mit „Goldene Brücken" (Amiga 855 731) legt sie uns nun schon ihre vierte vor.

Die Melodija-Eterna-Zusammenarbeit erbrachte für uns einen Ohrenschmaus feinster Art: Edvard Griegs (1843–1907) Klavierkonzert a-moll op. 16 auf Seite 1, Robert Schumanns (1810–1856) Konzert für Klavier und Orchester a-moll op. 54 auf Seite 2 (827068). Der weltberühmte Swjatoslaw Richter interpretiert, begleitet vom Nationalen Opernorchester Monte Carlo. Edvard Grieg hat lebenslang seine Bewunderung für Robert Schumann bekundet. Dessen Klavierkonzert stand dann gewissermaßen auch Modell, als Grieg das seine komponierte. Am besten, Ihr hört Euch die Platte mal in einer ruhigen Stunde an.

Ein Novum in der neueren DDR-Literatur habe ich Euch für diesen Monat anzukündigen: „Das Pferd im Militärwesen" von Karlheinz Gleß, herausgegeben in der Reihe kleiner Bild-Text-Bände des Militärverlages der DDR, – von Streitwagen und Pferdebognern des Altertums über das europäische Ritterwesen bis zu Budjonnys 1. Reiterarmee, ergänzt von interessanten zwei- und mehrfarbigen Illustrationen und Fotos (siehe Kostprobe).

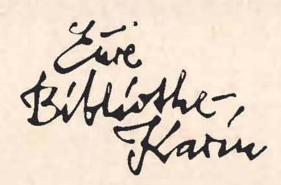
„,Ein Flugzeug muß man mit Sie ansprechen. Es braucht Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit wie ein Mädchen.'" Nur ein Satz aus einer wie ein Roman geschriebenen Biographie, prall angefüllt mit unaufdringlicher Lebensweisheit, als Fliegerkosmonaut und Sowjetbürger: „Mein blauer Planet" von German Titow ist zugleich ein Abschnitt Geschichte der bemannten sowjetischen Raumfahrt. Ebenfalls aus dem Militärverlag der DDR.

Wir bleiben historisch, nämlich an der geheimen Front gegen Hitler und seine grausame Gefolgschaft. Erstmalig wird uns Lesern durch den Verlag der Nation umfangreichstes, bisher z. T. unveröffentlichtes Material über die Frauen und Männer um Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack geboten. Der sowjetische Historiker Professor Alexander S. Blank und der Berliner Dokumentarist Dr. Julius Mader als Autoren nutzten zu ihrem Tatsachenbericht über die wirksamste Untergrundorganisation im zweiten Weltkrieg „Rote Kapelle gegen Hitler" alle autobiographischen Publikationen ehemaliger Angehöriger dieser Organisation, langjährige Forschungen und neuerschlossene Archivbestände. Ausgerüstet mit der Kenntnis all jener Fakten, könnte man für den hohen Naziofficier Ritter von Schramm nahezu Verständnis aufbringen, der vor lauter Ratlosigkeit ob der erfolglosen Gestapobespitzelung der „Roten Kapelle" nun auch das eigene „Führerhauptquartier" der Funkbeobachtung unterzog – umsonst. Eine winzige Anekdote nur aus diesem kenntniswerten Bericht.

Wolfgang Lichtenfeld, ehemals Klassenprimus, verließ die Republik per Postboot über's Schwarze Meer. Uwe Tolls, einst Sorgenkind der Klasse, stürzte in den Abgrund bei dem Versuch, als NVA-Offizier aus einem SPW einen seiner Genossen zu retten. Bei einem Klassentreffen bleiben ihre Plätze nun „Zwei leere Stühle", so auch der Titel der Novelle von Erik Neutsch (Mitteldeutscher Verlag). Beide waren Schüler des Lehrers Helmut Hausknecht, den der Autor die Rolle des engagierten und sachlichen Ich-Erzählers übernehmen läßt. Der eine versagte beim Versuch des Sich-Anpassens, der andere bringt endlich seine Persönlichkeit zur Kenntnis. Wie kann es zu diesen Entwicklungen kommen? Spätestens hier ist die Lehrer-Schüler-Geschichte zu Ende, beginnen die Fragen auch uns unbequem zu werden, zwingen sie, nachzudenken über uns.

Vom selben Verlag nahezu gleiches Metier, der Schwerpunkt liegt auf der Lehrerseite: Hans-Joachim Nauschütz' neuer, sein zweiter, Roman: „Die Unterbrechung". Direktor Werner Senftleben erhält einen Orden. Das paßt dem Schulrat Hans Dornbrack nicht und er verläßt bei der Feier demonstrativ den Saal. Hier setzt Nauschütz an, reiht viele farbige Episoden aneinander, läßt Erkenntnis und letztendlich Bemühen des Hans Dornbrack miterleben, über dem alltäglichen Mühen den Menschen im Kollegen nicht zu vergessen, das Stückchen Freundlichkeit.

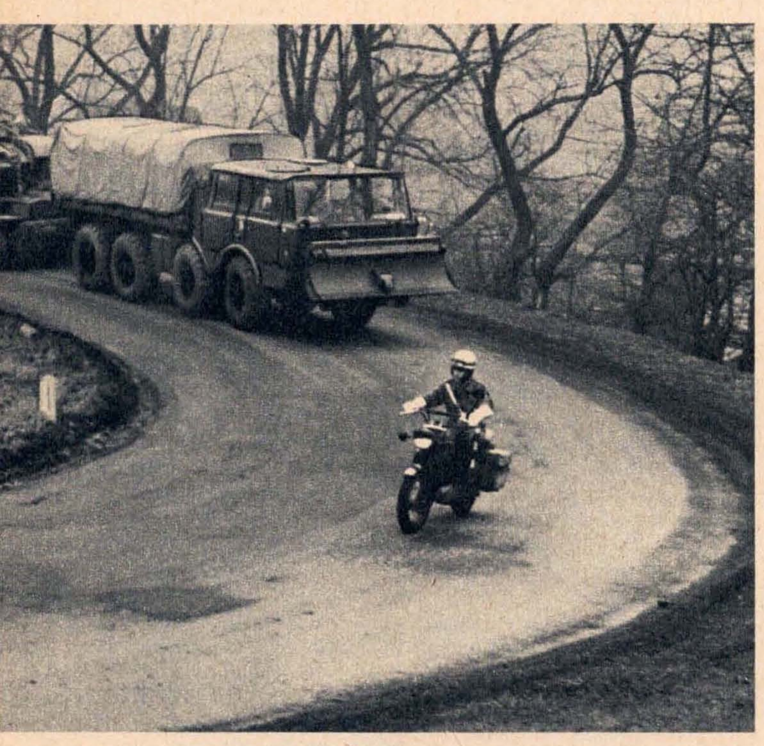
Einen freundlichen Monat Juli in jeder Beziehung wünscht Euch



Auch wenn dies keine phantastische Geschichte ist, ein bißchen Phantasie wird schon vonnöten sein. Aber wer hat die nicht, und was wäre das Leben ohne sie?
Im Vertrauen darauf wird gebeten, sich zunächst einmal diese (durchaus den Realitäten entsprechende) Situation vorzustellen:
Auf der Landstraße rollen die Räderfahrzeuge der rückwärtigen Dienste des Panzertruppenteils „August Bebel"; sie folgen der Kettentechnik, deren Marschstrecke eine nahegelegene Panzerstraße ist. Treibstoff, Munition und Instandsetzungsmittel werden nachgeführt. Auf der glatten Chaussee sind die KrAZ-, URAL- und TATRA-Spezialfahrzeuge schneller als auf den sandigen Kolonnenwegen. Auch die rückwärtige Führungsgruppe, zu der Hauptmann Mädel gehört, ist dabei. Immer wieder versucht der Offizier, die Fahrzeugkolonne zu überblicken, um zu sehen, ob Tempo und die befohlenen Abstände eingehalten werden. Nicht alle Fahrer verfügen über gleich große Erfahrungen, für einige ist es der erste längere Marsch. Plötzlich sieht er, wie ein Trabant die Kolonne zu überholen sucht. Gefährlich nah hängt er sich an die schweren Fahrzeuge, springt in die Sicherheitsabstände des Marschbandes. Der Hauptmann lehnt sich aus dem Fenster und winkt. Nichts bewirkt sein Bemühen: Der Trabi zieht auch an ihm vorbei. Da prescht ein Regulierer heran, stoppt den Trabant, fischt ihn aus der Kolonne. In diesem Moment halten auch die LKW und SPW; eine Artillerieeinheit wird auf die Marschstraße eingefädelt. Verschnaufpause also für Fahrer und Beifahrer und auch den Hauptmann.
Verschnaufpause aber auch, um (ausschließlich in unserer Phantasie) eine neue Person einzuführen und Hauptmann Mädel stärker ins Blickfeld zu rücken.
Die Stop-Zeit ist zu nutzen, mag der Hauptmann denken, um mit dem Trabant-Fahrer zu reden. Von Mann zu Mann. Denn er erwartet einen jener sportlich-zügigen Fahrer. Wir können uns folglich vorstellen, wie groß sein Erstaunen ist, als er auf eine junge Dame trifft. Zugegeben, sie ist erfunden. Nicht erfunden hingegen sind alle Angaben und Sachverhalte, die in ihrem Gespräch eine Rolle spielen, das sich dann möglicherweise so abgespielt haben könnte:
„Verzeihen Sie bitte, Genosse Offizier, ich bin außerordentlich in Eile, weil ich im Geschäft nicht zu spät kommen will." Auf solcherart spontanes Entgegenkommen ist der Hauptmann nicht vorbereitet. Er braucht eine Weile, um zu antworten. Und so redet die charmante junge Dame weiter: „Darf wohl nicht sein, zwischen Militärfahrzeugen zu fahren? Aber was blieb mir denn anderes übrig?"
Ja, was soll Hauptmann Mädel da sagen?
Er kann nicht anders, er muß gewichtige Argumente ins Spiel bringen. Daß es ausnahmslos schwere Maschinen sind, die zu seiner Kolonne gehören. Der URAL mißt von Seitenwand zu Seitenwand 2,69 m und liegt demnach mit 0,19 m über der Breite eines normalen LKW; mit voller Beladung sind da 13,2 t auf Achse. Will eben dieser URAL wenden, muß er einen Kreis von 21 m im Durchmesser fahren. Weiter hinten, die Dame hat es sicherlich bemerkt, kommt noch ein Tieflader P50/80

DIE DAME





von 10 m Länge, darauf ein Bergepanzer; gezogen wird er von einem TATRA 813. Und der ist allein schon 8,8 m lang, so daß der Zug insgesamt auf fast 20 m kommt. Damit werden auch Panzer transportiert; ist die volle Zuladung erreicht, sind auf den nun acht Achsen genau 101 t in Bewegung. Und noch etwas: Der die Kolonne begleitende Schützenpanzerwagen vom Typ 60 PB ist 2,825 m breit und wiegt 10,3 t. Seine Ausmaße und die Anordnung der vier Achsen verlangen beim Wenden sogar einen Durchmesser von 24 m.

Der Hauptmann zeigt auf die Fahrbahn, erinnert an ihre Breiten: 7,5 m, 9 m oder 12,5 m. Da ist das Fahren mit solchen Massen und Ausmaßen schon eine schwierige Sache. Die „dicken Brummer" vermögen nicht so schnell zu reagieren wie ein PKW, wenn plötzlich gebremst oder ausgewichen werden muß. Die in Bewegung befindlichen Tonnen drücken schier übermächtig.

Die Dame mit dem Trabi zeigt sich beeindruckt und einsichtig. Und mit eben diesem Unterton gesteht sie zu, daß es wohl besser und sicherer sei, hinter der Kolonne zu bleiben.

Der Hauptmann meint, sein Anliegen nun doch auf artige Art losgeworden zu sein. Weiter vorn jedoch rollen noch immer die Geschütze. Zeit also noch, das Gespräch fortzusetzen – denkt die junge Dame. Und schließt etwas an, was sowohl Feststellung als auch Frage ist: „Aber Sie bilden die Jungen doch gut aus!?"

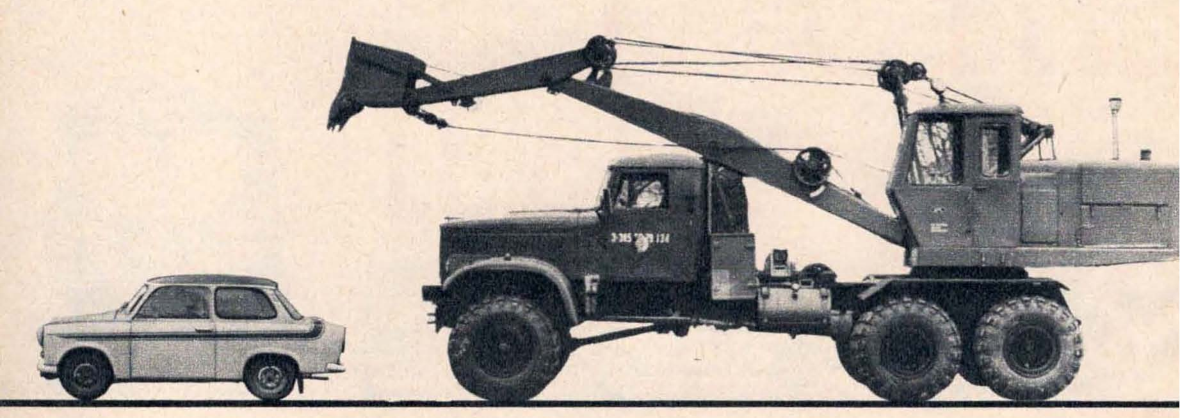
Jeder Militärkraftfahrer, geht der Hauptmann darauf ein, erwerbe die Fahrerlaubnis der Klasse V schon vor seinem Dienstantritt. Nach der Grundausbildung wird er dann noch über mehrere Wochen speziell ausgebildet; buchstäblich über Stock und Stein geht es da mit dem Kfz, bei Tag und bei Nacht. Es wird unter Schutzbekleidung gefahren und mit aufgesetzter Schutzmaske, damit jeder jeder Gefechtslage gerecht zu werden vermöge. Danach sowie nach vielen Ausbildungsstunden an der verschiedensten Kfz-Technik erhält er auf Befehl des Kommandeurs „sein" Fahrzeug, das er – unter

MIT DEM TRABI

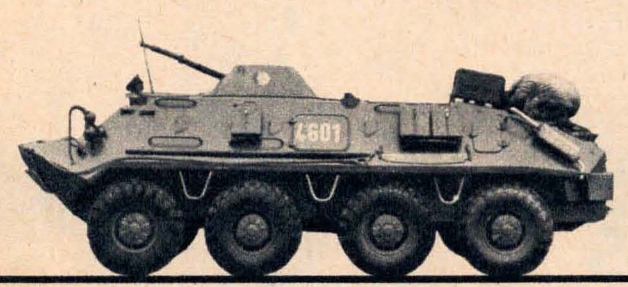
und die Offenbarungen eines Verkehrssicherheitsaktivs der NVA



Einhaltung der Gesetze und Dienstvorschriften – mit hohem Effekt für die Gefechtsbereitschaft zu führen und zu nutzen hat.
„Da wird ihm also einfach befohlen, immer ein vorbildlicher Verkehrsteilnehmer zu sein?" Die Dame im Trabi blickt den Hauptmann schelmisch an, glaubt, ihn ins Bockshorn jagen zu können. Doch die Entgegnung ist sachlich. „So kann man es beinahe nennen – auch wenn's ganz so einfach nicht geht. Angestrebtes Ziel ist es in jedem Fall."
Dem Hauptmann bleibt nichts, er muß zu einer längeren Erklärung ausholen. So verweist er darauf, daß – um Befehle ausführen zu können – man viel von den Dingen wissen muß, die sie betreffen. Man muß zudem mit den Umständen zurecht kommen, unter denen man etwas erreichen will. Wiederum kann man keinen zum Lernen zwingen. Das muß jeder schon selbst wollen. Somit kann die Wirkung von Befehlen, kann das Resultat ihrer Ausführung begrenzt bleiben. Sie erweitert sich aber durch die bewußte Mitarbeit der Soldaten, sowohl auf dem Gefechtsfeld als auch im Garnisonsdienst. Vor allem sind es die Partei- und FDJ-Organisationen, die hier aktiv werden. Aber auch das Verkehrssicherheitsaktiv (VSA) hat seine Aufgaben und seinen Anteil. Es ist, wie überall, ein gesellschaftliches Organ, wird durch den Kommandeur bestätigt und von ihm unterstützt. Hauptmann Mädel kann mit Fug und Recht sagen, daß in seinem Truppenteil gute Erfahrungen damit gemacht wurden. Und so mancher Genosse gibt sein Urteil mit den Worten ab: „Das VSA ist wie ein Schutzengel."
„Schutzengel ist gut", amüsiert sich die Dame. „Aber Sie können doch gar nicht immer dabei sein, wenn einer Ihrer Jungen unterwegs ist!"
Langsam kommt Hauptmann Mädel ins Schwitzen, nicht aber in Verlegenheit. Warum auch? Zum einen ist sein VSA ja nicht untätig, zum anderen reizt es ihn, den – wenn auch möglicherweise nur durch den Zwangsaufenthalt bewirkten – Wissensdurst der jungen Dame zu stillen.
Ein Stückchen Kfz-Marsch hat sie gesehen. An seiner Vorbereitung hat auch das VSA mitgeholfen, mit seiner Vortrags- und Schulungsarbeit – nicht im Dienst, sondern in der Freizeit. Der Hauptmann erzählt, was da so geschieht. Die Besonderheiten von Kolonnenfahrten werden behandelt, warum welche Sicherheitsabstände gewahrt werden müssen, wie Führungszeichen weitergegeben werden, wann und wo Kontrolldurchsichten an den Fahrzeugen vorzunehmen sind, was bei Ausfall eines Kfz zu tun ist. Auch um die Disziplin geht es, die während eines solchen Kfz-Marsches zu beachten ist. Weitere Bemühungen des VSA gehen dahin, ständig über die aktuelle Verkehrssituation im Territorium zu informieren. Dies ist gerade für Militärkraftfahrer wichtig, dieweil mancher nur selten auf öffentlichen Straßen fährt; ist er dazu veranlaßt, muß er sich auf ihnen ebenso sicher bewegen können wie Genossen, die ständig auf Achse sind. Und nicht zuletzt orientiert das VSA die Genossen auf einen einwandfreien technischen Zustand ihrer Fahrzeuge, auf sicheres und ökonomisches Fahren. Es regt zur Teilnahme am Wettbewerb um das „Kfz der ausgezeichneten Qualität" und um den billigsten Kilometer an. Das VSA nimmt technische Überprüfungen der Privatfahrzeuge der Angehörigen des Truppenteils vor, kontrolliert innerhalb des Standortes die am Verkehr beteiligten Militärkraftfahrer und Armeeangehörigen. Eine ganze Latte von Aktivitäten also, die Hauptmann Mädel aus eigener Erfahrung zu nennen weiß.
Ob es die Dame überhaupt noch interessiert, was er da berichtet? Jedoch, da kommt schon ihre nächste Frage: Was denn alles dabei herauskomme?
Handfeste Resultate vermag ihr Gesprächspartner zu bieten. Allein die Räderfahrzeuge des Truppenteils seien 1978 und 1979 jeweils rund eine dreiviertel Million Kilometer gefahren, einschließlich aller Versorgungsfahrten. Aber seit 1975 habe es keinen selbstverschuldeten Unfall gegeben. Ins rechte Licht komme diese Leistung, wenn man bedenke, daß die mittlere Instandsetzung eines URAL runde 20000 Mark koste. Fällig wird sie beispielsweise, wenn durch Unfall eine Vorderachse, der Rahmen und das Fahrerhaus zu



erneuern seien. Weiter: 1979 wurden bei dieser Fahrleistung ein Prozent Treibstoff eingespart. In Zahlen ausgedrückt sind das 3500 l Vergaserkraftstoff oder fast 5700 Mark. Und da das VSA noch bei etwa 20 Privat-Kfz die Abgas- und Zündeinstellung reguliert hat, kann bei einer angenommenen Fahrleistung von 15000 km pro Jahr und Kfz nochmals mit 1200 l eingespartem Benzin im Wert von 1800 Mark gerechnet werden.
„Eine runde Summe also", konstatiert die Dame mit dem Trabi. Und seufzend fügt sie hinzu, daß sie soviel noch nie in ihrer Abendkasse gehabt hätte. Zwar meldet sie dem Hauptmann gegenüber keine Zweifel an: „Aber keine Strafen, keine Stempel?"
„Schön wär's", antwortet dieser. „Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Noch geht es auch bei uns nicht nur diszipliniert und rücksichtsvoll zu, um ein Wort aus dem Motto aller Verkehrssicherheitsaktive zu gebrauchen." Mitunter, so erläutert er, müssen die dazu ermächtigten Offiziere des Kfz-Dienstes leider noch diesem oder jenem Sünder einen Stempel geben – verschiedentlich auch im Kasernenbereich. Und „Andenken" dieser Art kommen hin und wieder auch von der Verkehrspolizei. Allerdings ist die Sache für den Betroffenen damit nicht erledigt. Er muß dies seinem Kommandeur melden. Des weiteren kann er nur mit einer „sauberen" Berechtigungskarte die Klassifizierung erwerben, das Prädikat „Kfz der ausgezeichneten Qualität" oder die Bestätigung, den billigsten Kilometer gefahren zu haben. Strenge Sitten also. Auch in dieser Hinsicht: 1979 mußte das VSA dem Kommandeur vorschlagen, drei Genossen die Fahrerlaubnis zu entziehen – obwohl die Schäden relativ gering und die Tatbestände schon vor (möglicherweise bösen) Folgen ermittelt worden waren.
Der Hauptmann bringt ein Beispiel: Im Urlaub nahm sich ein Unteroffizier, schon unter Alkohol-







einfluß stehend, Vaters Auto, wollte „nur" seine künftige Schwägerin ins Nachbardorf bringen. Dort aber fuhr er gegen einen Betonpfahl. Vor dem VSA hatte sich der Genosse zu verantworten. Seine Stellungnahme, die Meinung des Kollektivs, Umstände und Schwere der Verfehlung wurden abgewogen. Wir schlugen dem Kommandeur vor, die Fahrerlaubnis befristet einzuziehen und eine Ordnungsstrafe von 300 Mark zu verfügen – und dies, obwohl Genosse T. ein guter Unteroffizier und Panzerfahrer war. Aber Alkohol, so meinen wir, duldet auch dann keinerlei Nachsicht. Trunkenheit am Steuer, das ist auch für die Dame mit dem Trabi kein Diskussionsgegenstand, über den man dieser oder jener Meinung sein kann. Dafür hakt sie beim Stempel ein: „Was geht das andere an? Und bei Ihnen beispielsweise den Kommandeur?"

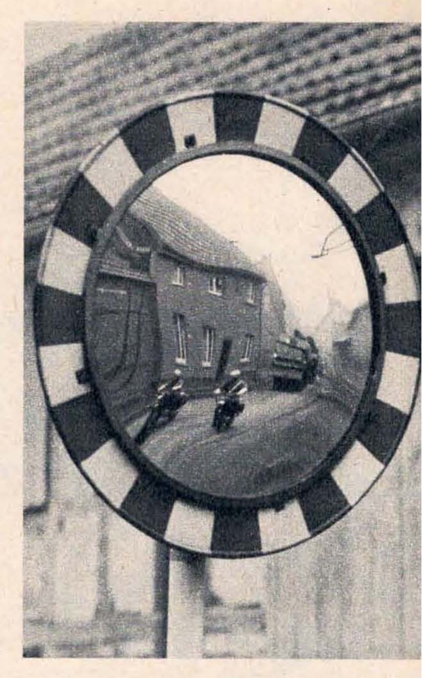
Gegenfrage des Hauptmanns: „Muß er, als Einzelleiter, nicht wissen, was alles in seinem Truppenteil vorgeht, wer sich – wie in einem solchen Fall – über Gesetze und Dienstvorschriften hinwegsetzt? Und könnte, wer schon im Straßenverkehr leichtfertig ist, nicht später auch im Gefecht oberflächlich sein?"

Immer noch geht es nicht weiter, ist die Kolonne zum Halt gezwungen. Nun nutzt der Hauptmann die Chance, ungefragt erzählt er über den Gefreiten Hans-Jürgen Funke aus der Nachrichtenkompanie.

Gewiß könne die Dame sich einen Kübelwagen vorstellen, einen UAZ – übrigens, dort vorn komme mit den Artilleristen gerade einer auf die Straße. Diesen Typ fahre der Gefreite, ein junger Kommunist. Normverbrauch an Treibstoff: 19 l. Für das darauf installierte Funkgerät, eine Zuladung von 75 Prozent, gebe es ab jedem fünfzigsten Kilometer einen Zuschlag von 2 l zur Norm. Bei längeren Strecken steigere sich das noch. Aber obgleich das Nachrichtenfahrzeug als Führungsmittel viel im Einsatz sei und bei Geländefahrten durch das Zuschalten der Geländegänge und des Allradantriebs mehr Treibstoff benötige, habe Genosse Funke bisher stets nur die Grundnorm von 19 l verbraucht. Das sei eine tolle Leistung, zeuge von gewissenhafter Wartungsarbeit und überlegter Fahrweise, vor allem aber von der bewußten militärischen Pflichterfüllung des jungen Parteimitglieds. Ergebnis: In seiner bisherigen Dienstzeit habe der Gefreite 300 l Benzin eingespart.

Die Dame mit dem Trabi, so scheint es dem Offizier, ist mittlerweile recht nachdenklich geworden. Namentlich dieser Gefreite scheint ihr zu imponieren, weswegen sie wohl auch wissen will, ob einer – wenn er so gut ist – immer nur Kraftfahrer bleibt.

„Im Grundwehrdienst schon", hört sie. „Gefreite können, sofern es sich erforderlich macht, als Gruppenführer in der Transportkompanie eingesetzt werden. Genosse Funke allerdings ist neben seiner Kraftfahrerfunktion als Stellvertreter des Offiziers für technische Ausrüstung der Kompanie tätig. Außerdem hat er sich zum Hilfsfahrlehrer qualifiziert, womit er direkt an der Heranbildung neuer Militärkraftfahrer beteiligt ist. Und weil er sowie zwei weitere Genossen des Truppenteils derart Vorbildliches leisten, half ihnen unser VSA, sich noch vor ihrer Versetzung in die Reserve auf eine

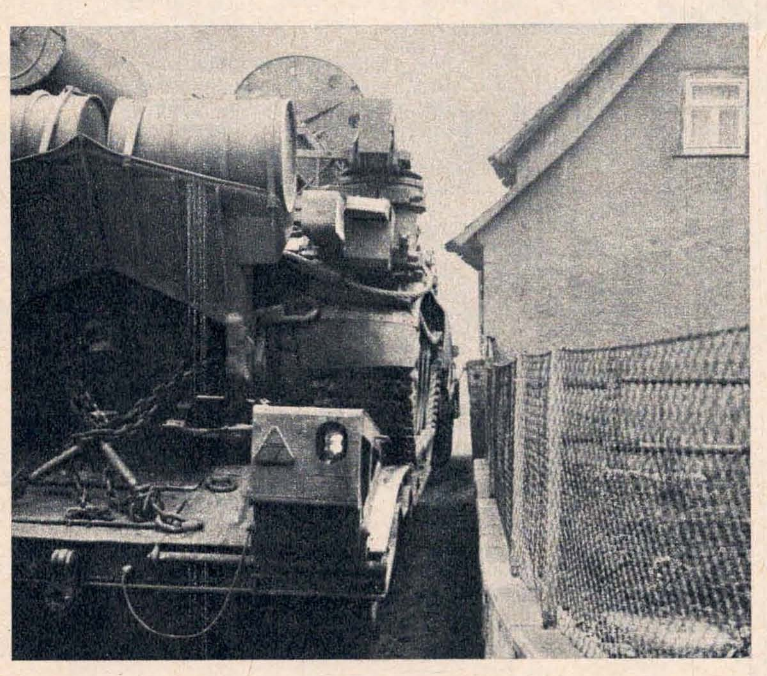


Fahrlehrerausbildung vorzubereiten; dies geschieht an der Schule für Kfz-Ausbildung der GST ‚Bernard Koenen'."

Sichtlich begeistert kommt die Dame zu dem Schluß: „Da hat sich ja der Wehrdienst für die Jungen auch beruflich gelohnt, für einen zweiten Beruf!"

Der Hauptmann stimmt ihr zu. Und er kommt noch einmal auf den Gefreiten Funke zurück: „Wie von einem Kommunisten nicht anders zu erwarten, wird er damit auch etwas gesellschaftlich sehr Nützliches tun. Es ist seine Absicht, der GST zu helfen, junge Männer auf die Laufbahn des Militärkraftfahrers vorzubereiten, ihnen schon dort klarzumachen, worin ihre Verantwortung besteht. Wer könnte





das besser als er – Fahrer eines ‚Kfz der ausgezeichneten Qualität' und des billigsten Kilometers hier in unserem Truppenteil! Wer sonst sollte ihnen begreiflich machen, daß Autofahren bei der Armee nicht Ersatz für's Laufen ist, sondern eine Gefechtsaufgabe."

Die Straße ist wieder frei. Es kann für alle weitergehen. Hauptmann Mädel eilt zu seinem Fahrzeug. Weder kann er der Dame im Trabi eine gute Fahrt wünschen noch ihre Frage beantworten, wer denn eigentlich alles im Verkehrssicherheitsaktiv sei. Ihre Ahnungen trügen sie nicht, daß Hauptmann Mädel dazugehört – er ist der stellvertretende Vorsitzende. Und neben dem VSA-Chef und ihm wirken noch fünfzehn andere Genossen mit: Unteroffiziere, Fähnriche und Offiziere des Kfz-Dienstes.

Einiges über ihre Arbeit hat während dieser Verschnaufpause nicht nur die Dame mit dem Trabi erfahren. Inzwischen ist sie der Kolonne längst entschwunden, und auch unserer Phantasie. Demnach könnte sich jetzt nur noch die Frage ergeben, warum sie – als sozusagen phantastisches Geschöpf – in eine reale Geschichte eingeführt wurde.

Weil es solcherart verkehrswidrig sich verhaltenden Kraftfahrer unter den Damen natürlich überhaupt nicht gibt...

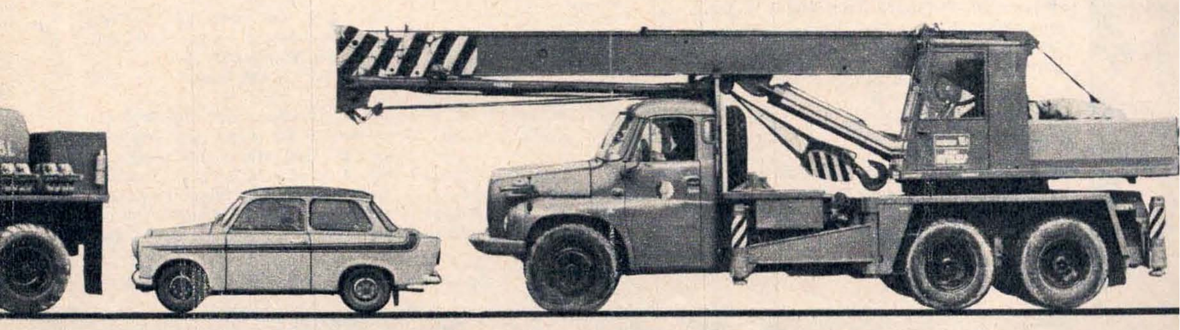
Oberstleutnant Ernst Gebauer

Qualitätsmerkmale

Im Truppenteil „August Bebel" wird das Prädikat „Kfz der ausgezeichneten Qualität" nach den bei der Umstellung auf die kommende Nutzungsperiode (Sommer/Winter) erreichten Resultaten vergeben. Dabei geht es insbesondere darum, wie das Kfz auf die neue Nutzungsperiode vorbereitet wurde. Der technische Wartungszustand muß der Note 1 entsprechen, es dürfen keine Mängel in der Verkehrs- und Betriebssicherheit vorhanden sein. Zudem wird der Frage nachgegangen, ob diszipliniert gearbeitet, die Bestimmungen des Arbeitsschutzes eingehalten und sparsam mit den Arbeitsmitteln umgegangen wurde. Die Besatzung bzw. der Fahrer müssen gute Kenntnisse über die Bedingungen und Besonderheiten der kommenden Nutzungsperiode besitzen und dürfen in der vorangegangenen keine Havarie und keinen Verkehrsunfall verursacht haben; die möglichen Klassifizierungen müssen erreicht sein.

Wer anerkannt werden will, den billigsten Kilometer zu fahren, muß die für den Fahrzeugtyp vorgesehenen Verbrauchsnormen an Treib- und Schmierstoffen sowie für Reifen, Batterien und Ersatzteile einhalten. Zu Rate gezogen wird die Höhe selbstverschuldeter Mängel und Schäden. Die Zeitnormen bis zur geplanten Instandsetzung müssen eingehalten werden. Ferner spielen der Pflege- und Wartungszustand des Kfz eine Rolle, das Vorhandensein entsprechender Kenntnisse des Fahrers für die vorschriftsmäßige Nutzung, der Anteil seiner Eigenleistungen zur Erhaltung des Kfz bzw. bei der Beseitigung von Schäden sowie der Grad der Einsatzbereitschaft von Fahrer und Kfz.

Das Verkehrssicherheitsaktiv des Truppenteils erhielt 1979 für gute Arbeit ein Ehrengeschenk vom Chef Kfz-Wesen und eine Prämie von 1 500 Mark von der Staatlichen Versicherung der DDR.





Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Vignetten: Klaus Arndt

Unteroffiziersurlaub

Wieviel Erholungsurlaub bekommt ein Unteroffizier auf Zeit?
Gerlinde Eschner, Plauen

Im ersten Dienstjahr 24, im zweiten 25 und im dritten 26 Kalendertage im Jahr, wobei drei Sonn- oder gesetzliche Feiertage angerechnet werden.

Rostocker Reservisten

In geselliger Form versammelten sich kürzlich die Reservistengruppenleiter aller Studienjahre unserer Sektion, wobei wir Bilanz über das Erreichte zogen und die weiteren Aufgaben koordinierten. Bewährt hat sich die Nutzung der vom Haus der NVA angebotenen militärpolitischen Foren sowie Filmveranstaltungen; ganze FDJ-, Partei- und Gewerkschaftsgruppen gingen dorthin. Zur Woche der Waffenbrüderschaft hatte sich die Reservistengruppe Ma III mit einer interessanten Wandzeitung an die Öffentlichkeit gewandt. Wir wollen am Wehrsportmehrkampf teilnehmen, und auch unser Sektionssportfest wird durch militärsportliche Disziplinen bereichert.
Dr. W. Peters, Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, Sektion Mathematik

Sprechzeiten

Ich hätte einige Fragen beim Wehrkreiskommando zu klären. Wie sind dort die Sprechzeiten?
Volker Mennig, Suhl

Dienstags bis 18.00 Uhr.

Kein Aprilscherz

Die AR 4/80 war wieder ein Volltreffer: Interessant, reich bebildert, vielseitig, informativ, kurzweilig. Bloß das „Mini-Magazin" müßte öfter kommen.
Matrose W. Bräutigam

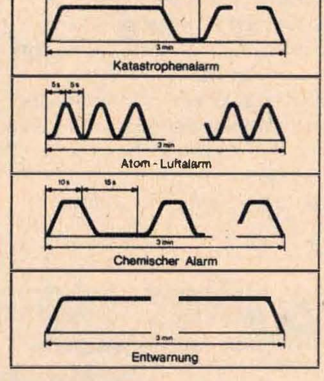
AR-MARKT

Biete Fliegerkalender 1978, Motorkalender 1980 (je 2,50 M) und FR 6/75 und 4/78, suche gegen Bezahlung Flieger-Kalender 1966, 1970, 1980 und FR 5/75: H. Steinmetz, 6400 Sonneberg, Weinertstr. 22 – Biete AR 6/66, 2, 4/68, 1, 10, 11/69, 9/70, 12/71, 11, 12/72, suche AR 1/65, 8/72, 12/73, 7/74, 4, 9/75: H. Barchend, 4350 Bernburg, Wettiner Str. 25 – Suche AR 1977 und AR-Typenblätter von 1971–1978: F. Winter, 8501 Wyst, Am Neubau 3 – Biete AR von 1972 bis 1979: M. Walther, 9706 Rodewisch, Max-Heine-Str. 7 – Biete AR-Jahrgänge 1978 und 1979 (Stück 0,70 M): I. Henke, 8030 Dresden, Lenckartstr. 4 – Biete AR-Jahrgänge von 1973–1979 (Stück 0,80 M): W. August, 4507 Dessau, Sandberg 43 – Verkaufe AR von 1969 bis 1979 für 6 M pro Jahrgang: B. Becker, 3090 Magdeburg, Brechtstr. 14 – Suche AR von 1963 bis 1972, auch einzeln: T. Holtzegel, 6540 Stadtroda, Heinrichstr. 15 – Suche AR 4/67: M. Händler, 4500 Dessau, Friedensplatz 21.

Zeichen

Gibt es auch in der Zivilverteidigung bestimmte akustische Zeichen zur Warnung der Bevölkerung?
Andreas Berger, Güstrow

Ja, man unterscheidet folgende Signale: Katastrophenalarm, Atom-Luftalarm, Chemischer Alarm, Entwarnung.



Wie ein Vater

. . . ist Major d. R. Mahlung zu uns. Er ist Leiter unseres Reservistenkollektivs „VEB Bäckereimaschinenbau" Halle. Auf diesem Wege möchte ich ihn grüßen.
Claus-Uwe Barth, Halle

Nachtruhe am Tag

Die Soldaten haben doch manchmal auch nachts Ausbildung. Wie ist es dann mit dem Schlaf geregelt?
Simone Dröse, Havelberg

Nach der Nachtausbildung, heißt es in der DV 010/0/003 (Innendienst) „ist in der Regel eine Mindestzeit von sechs Stunden für die anschließende Nachtruhe vorzusehen. Die erste Ausbildungsstunde beginnt zwei Stunden nach Beendigung der Nachtruhe."



Wann soll es denn kommen?

Soeben habe ich die interessante Umfrage in der Märzausgabe gelesen. Bin aber nicht einverstanden damit, daß sich so viele Leser zum Thema geäußert haben, die noch keinerlei Erfahrungen haben. Ich bin 24, seit fünf Jahren verheiratet, habe drei Kinder und bin zur Zeit Soldat. Meine Frau ist mit den Nerven ganz schön fertig, mit allen Problemen allein, sogar die Feiertage war sie ohne mich. Ich kann mich nur der Meinung von Hauptmann Hessel anschließen, der schreibt, daß mancher Vorgesetzte sich mehr mit den Problemen dienender Väter befassen sollte.
Soldat Horst Angelstein

Ich hab's mittlerweile auf zwei Kinder gebracht, worauf ich nicht länger hätte warten wollen. Ich finde, ob Armee oder nicht, spielt gar keine Rolle oder nur eine geringe: Ein Kind soll dann kommen, wenn beide Partner sich reif genug fühlen. Armeezeit kann durchaus eine solche Reife bringen.
Oberleutnant Hallmann

Ich meine, der Grad der Partnerschaftsbeziehung sollte wohl stets den Ausschlag geben.
Unteroffizier Peter Bauer

Meine Schwester ist Oberleutnant bei der VP. Ihr Mann fährt drei Monate zur See, ehe er mal wieder zu Hause ist. Das Kind muß trotzdem groß werden. Ich finde, es kommt auf die Stärke der beiden Partner und auf ihre Einstellung zum Leben an.
Unteroffizier Peter Zergiebel

Wie lang

. . . ist eine Seemeile?
Heiko Friese, Dabergetz

1852 m.

Urlaubsschein für OaZ?

Als Offizier auf Zeit brauche ich ja normalerweise keinen Urlaubsschein. Wie komme ich dann aber zu der mir zustehenden Fahrpreisermäßigung, da ich Arbeiterrückfahrkarten nicht in Anspruch nehmen kann?
Unterleutnant Gerd Zabel

In Ziffer 36 (2) der Urlaubsvorschrift ist festgelegt, daß an Fähnriche und Offiziere „zur Inanspruchnahme von berechtigten Fahrpreisermäßigungen" ein Urlaubsschein ausgegeben wird.



Beruf als Liebeshindernis?

Unter dieser Überschrift diskutierten unsere Leser bereits in den Heften 10/79 und 2, 3 und 6/80 das Problem von Berufsunteroffizier Gerald Suchfort: Zweifel an der Richtigkeit seiner Berufswahl waren ihm gekommen, nachdem ihm einige Mädchen erklärt hatten, sein Beruf sei nicht geeignet für eine Ehe. Hier sind weitere Meinungen:

Ich war verlobt mit einem Soldaten, der drei Jahre seinen Dienst leisten wollte. Nach anderthalb Jahren teilte er mir mit, daß er im Ausgang ein anderes Mädchen kennengelernt hätte. Ich habe also anderthalb Jahre umsonst gewartet.
M. Menche, Breitenbrunn

Seit drei Jahren stehe ich im Dienst der DVP, bin also Uniformträgerin, und habe noch 12 Jahre Dienst vor mir. Daher hatte ich ebenfalls lange mit dem angesprochenen Problem zu tun, denn wer wollte schon ein Mädchen in Uniform! Aber vor einiger Zeit stand in der AR eine Annonce. Unter „Hallo, Mädchen" lernte ich meinen Micha kennen. Er ist Unteroffizier bei der NVA.
VP-Oberwachtmeister
Martina Kaatsch

Eure sogenannte Diskussion besteht zu 90% aus positiven Meinungen, in der AR 3/80 sogar zu 100%. Wenn alle der Ansicht sind, daß mehr als drei Jahre Armeezeit kein Hindernis sind, warum bringt Ihr das als Diskussion? Dafür müßten doch eigentlich verschiedene Ansichten da sein. Ich bin mit einem „Vierjährigen" befreundet und da ergeben sich etliche Probleme. Man wird sich nämlich sehr fremd, wenn man sich nur alle zwei bis drei Monate einmal sieht. Auf die Dauer ist das kaum vertretbar.
Martina Schweiger, Berlin

Verschollene Mülana-Soldaten?

In unserem Betrieb, dem VEB Obertrikotagenwerk Mülana, wird wirklich viel getan, um enge Beziehungen zu den bei der NVA dienenden Kollegen zu halten. Wehrerzieherische Arbeit leisten wir schon in der Lehrausbildung sowie beim Gewinnen von Freiwilligen. Wer einberufen wird, den verabschieden wir in würdiger Form. Alle Soldaten erhalten die Betriebszeitung, zum Tag der NVA gibt es Geldprämien, des weiteren Wertgutscheine oder Geldprämien zum Nationalfeiertag und zu Weihnachten Pakete. Wird ein Genosse mit dem Bestenabzeichen geehrt, bekommt er 75 Mark Prämie vom Betrieb und sein Name wird in die Ehrentafel der Betriebszeitung aufgenommen. Wir können also voller Stolz sagen: das mit der Betreuung unserer Soldaten ist eine runde Sache. Dennoch haben wir Sorgen: Manche Mülana-Soldaten schikken uns nicht ihre neue Adresse, wenn sie versetzt werden; dadurch reißt die Verbindung mitunter ab. Deshalb unsere Bitte: Mülana-Soldaten, meldet Euch, wenn Ihr versetzt werdet!
Stabsfeldwebel d. R. Hartmut Schröter, Mühlhausen

Leserspenden durchaus gefragt

In diesem Jahr gibt es doch bestimmt wieder den Solidaritätsbasar der Journalisten auf dem Berliner Alex. Ich frage deswegen an, weil die AR im vergangenen Jahr zu Leserspenden aufgerufen hatte – ich schickte Ihnen ein Paket mit Büchern, Utopics und Krimis. Ich habe immer noch welche. Können Sie die auch in diesem Jahr brauchen?
Gisela Lortz, Bernau

Selbstverständlich nehmen wir für die Solidaritätsaktion auch Spenden unserer Leser, wie in Ihrem Fall die Bücher, entgegen. Weitere Informationen über die diesjährige Veranstaltung finden Sie auf den Seiten 68–69.



Entschluß

Die aggressive und abenteuerliche Politik des USA-Imperialismus, der von der BRD unterstützt wird, erfüllt mich mit tiefem Abscheu. Ich glaube, der Frieden war noch nie nach 1945 so gefährdet wie heute. Um so wichtiger ist es, unsere sozialistische Landesverteidigung zu stärken. Dazu muß jeder etwas tun. Die jüngste Entwicklung hat meinen Entschluß gestärkt, Berufsunteroffizier zu werden. Meine Freundin hat auch nichts dagegen, sie pflichtet mir bei.
René Krüger, Rostock

Gemausert

Die AR hat sich in den letzten Jahren ganz schön gemausert. Besonders auch, was die militärpolitischen Berichte von Major Karl Heinz Melzer betrifft.
Offiziersschüler
Thomas Steinbrecher



Unteroffiziere des medizinischen Dienstes

Der medizinische Dienst ist Teil der rückwärtigen Dienste der NVA, der den Schutz der Gesundheit der Armeeangehörigen, die rechtzeitige medizinische Hilfe für Geschädigte und Kranke sowie die schnellstmögliche Wiederherstellung ihrer Gesundheit und Kampfkraft gewährleistet. Der medizinische Dienst verfügt über moderne medizinische Einrichtungen, Medizintechnik, Kraftfahrzeuge und materielle Mittel, um seine vielseitigen Aufgaben lösen zu können. Als Gruppenführer ist der Berufsunteroffizier des medizinischen Dienstes Vorgesetzter, politischer Erzieher, militärischer Führer und Ausbilder der ihm unterstellten Unteroffiziere und Soldaten, und er ist Militärspezialist. Wer sich für diesen Beruf bewerben will, muß sich zu einer freiwilligen Mindestdienstzeit von 10 Jahren verpflichten. Er sollte sich insbesondere über seine politische Verantwortung klar sein und bereits aktiv am gesellschaftlichen Leben teilnehmen; er muß den 10-Klassen-Abschluß und eine Facharbeiterausbildung – möglichst auf dem Gebiet des Gesundheitswesens – haben. Vorausgesetzt wird eine aktive vormilitärische Ausbildung bei der GST sowie das Schwimm- und Sportabzeichen der DDR.

Die Heranbildung zum Berufsunteroffizier beginnt mit dem fünfmonatigen Besuch einer Unteroffiziersschule der entsprechenden Teilstreitkraft der NVA bzw. der Grenztruppen der DDR. Die Ausbildung umfaßt außer der gesellschaftswissenschaftlichen, allgemeinmilitärischen und physischen eine Spezialausbildung in solchen Fächern wie Organisation und Taktik des medizinischen Dienstes, Anatomie, Erste Hilfe, Krankheitslehre, Militärhygiene, Seuchenschutz, allgemeine und spezielle Krankenpflege sowie Kfz-Ausbildung. Nach erfolgreichem Abschluß des Lehrganges werden die Absolventen zu Unteroffizieren ernannt. Ihre Einsatzmöglichkeiten sind vielfältig, z. B. als Gruppenführer einer Sanitätsgruppe bzw. einer Wartungsgruppe in medizinischen Einheiten und Truppenteile, als Sanitäter, Desinfektor, Laborant oder Lagerist in medizinischen Einrichtungen. Nach entsprechender Truppenpraxis und weiterer Qualifizierung ist der Einsatz als stellvertretender Zugführer möglich. Weibliche Berufsunteroffiziere können als Krankenschwester oder medizinisch-technische Assistentin eingesetzt werden. Weitere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreiskommandos.

Scheel angeguckt

. . . wie in der AR 2/80 (S. 12) geschildert, werden bei uns die Soldaten nicht, obwohl man in unserer Stadt fast nur noch „blau" sieht. Ein Beispiel: Als ich in eine unserer Diskotheken tanzen gehen wollte, standen hinter mir fünf Matrosen ebenfalls nach den letzten Karten an. Sie haben nun mal selten Ausgang und ich kann öfter tanzen gehen. Also habe ich völlig verstanden, als die Chefin kam und sie bevorzugt behandelte. Aber auch für mich fand sich noch Platz.
Martina Seliger, Stralsund

Die Mütze im Genick

. . . veranlaßte viele Leser, uns zu schreiben. Peter Bähr hatte in AR 4/80 (Seite 13) das unkorrekte Verhalten einiger Soldaten in der Öffentlichkeit kritisiert.

Die neuen Ausgangsuniformen sehen sehr gut aus; unsere Soldaten können sich damit sehen lassen. Im allgemeinen, finde ich, achten sie jetzt auch mehr auf ihr Äußeres. Trotzdem, ein paar schwarze Schafe gibt es leider immer noch.
Rita Süß, Jena



Mit dem Grüßen scheinen wohl die meisten Armeeangehörigen auf Kriegsfuß zu stehen.
Richard Wittkowski, Schwerin

Manchmal ist es wirklich nicht schön, wie einige Soldaten herumlaufen. Aber auch Unteroffiziere!
Heidemarie Bolz, Prenzlau

S-Bahnhof Warschauer Straße: Zwei Matrosen und ein Maat warten auf den nächsten Zug. Den Dienstgradhöheren aber interessiert und stört es offenbar überhaupt nicht, daß seine beiden Genossen die Jacke geöffnet und die Bändermütze schon tiefer als tief ins Genick geschoben haben. So erlebt am Freitag, dem 11. April 1980.
Martina Ebel, Berlin

Bei den jungen Leuten in Uniform mangelt es sowohl an Disziplin als auch an Selbstdisziplin. Die Armee als Ganzes, aber auch jeder einzelne sollte jeder Art von Gammelei unnachsichtig den Kampf ansagen.
Hubert Sawitzky, Leipzig

Witzig

Eure Bibliothe-Karin muß seltsame Vorstellungen von den finanziellen Verhältnissen Jugendlicher und junger Soldaten haben. Oder sollte es ein Witz sein, als sie in AR 3/80 das Taschenlexikon „Mein PKW von A–Z" empfahl? Das ist doch eher etwas für höhere Dienstgrade. Die AR aber ist, so steht es ja oben drüber, ein Soldatenmagazin.
Soldat Klaus Wetzel



SOLDATENPOST...

wünschen sich: Simone Dobs (17), 3280 Genthin, Lindenstr. 6 – M. Mencke (1,80 m groß), 9434 Breitenbrunn, Neue Siedlung 42, Zi. 203 – Petra Lehmann (18), 2731 Paetrow, PF 44 – Marika Möller (18), 2831 Nostorf – Dorle Becker (18), 4020 Halle, Feuerbachstr. 78 – Christa Hedel (17), 4101 Trebitz, Hallesche Str. 2 – Hannelore Besch (17) und Irmgard Gadke (18), 2804 Grabow, Rosestr. 1 – Studentinnen des 2. Studienjahres (20 und 21) an: Brigitte Quast, 4020 Halle, Brandbergweg 23, SWH Zi. 107 – Ines Wildner (17), 5101 Schaderode, Langestr. 6a – Bärbel Müller (19, Tochter 1 Jahr), 8280 Großenhain, Radeburger Str. 12 – Heike Scheer (17), 9400 Aue, Thälmannstraße 72 – Marita Schwarz (18), 2421 Roggenstorf, Dorfstr. 25 – Heidi Hahn (18), 4251 Bornstedt, Am Bauernstein 55a – Kerstin Lulsdorf (18) und Marion Bruder (17, 1,77 m, Sohn acht Monate), 4400 Bitterfeld, Puschkinstr. 25 – Marlies Cepa und Sylvia Töpfer (beide 18), 4090 Halle-Neustadt, Block 066, Zi. 520 – Jana Barczinski und Simone Ebers (beide 17), 4902 Droyßig, ZIPO, Seminar 4/22 – Delphine Edelmann, 9400 Aue, Auerhammerstr. 18 – Monika Triebel (20), 4320 Aschersleben, Dr.-Kurt-Fischer-Str. 86 – Carmen Timme (18), 5101 Schaderode, Langestr. 2 – Petra Grabert (17), 1240 Fürstenwalde, Beethovenstr. 9, PF 38-31 – Gisela Müller (17), 9503 Zwickau, Rottmannsdorfer Str. 80 – Gudrun Berger (23), 7560 W.-Pieck-Stadt Guben, Beimler-Ring 35 – Silvia Dennstedt (20), 6400 Sonneberg, H.-Fischer-Str. 289 – Ramona Bräuer (17), 1240 Fürstenwalde, Dr.-Th.-Neubauer-Str. 10 – Heidemarie Schulze (25, eine Tochter), 1931 Schweinrich, Wittstocker Str. 34.

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Angelika Major (1,79 m groß, mit 5jähriger Tochter), 5230 Sömmerda, Stadtring 25 – Steffi Härtel (18), 9201 Zug, AIS 79/4 – Martina Kurnitzki (26), 1157 Berlin, Andernacher Str. 11 – Petra Leich (20, mit Tochter), 4014 Halle, An der Heide 1 – Marita Sommerfeld (24), 1120 Berlin, Falkenberger Str. 154/6 – Ines Markgraf (18), 1710 Luckenwalde, Lindenstr. 13 – Marion Sterzel (20), 6902 Jena, H.-Matern-Str. 5/594 – Marianne Linke, 4440 Wolfen 3, Ring der Bauarbeiter 42 – Kerstin Diedrich (20, 1,82 m groß), 1189 Berlin-Flughafen, postlagernd – Barbara Rentzsch (23), 7590 Spremberg, PF 133 – Waltraud Pfeifer (31, zehnjährige Tochter), 6500 Gera, Zschochern-Str. 21 – Kerstin Riek (19), 3210 Wolmirstedt, Samsweger Str. 69 – Ramona Rahm (18), 9431 Daschluthe, Talstr. 12 – Margot Mann (20, zweieinhalbjährige Tochter), 4251 Erdeborn, Richardshof 2 – Carmen Schulz (17), 3230 Oschersleben, Windhorststr. 4 – Bärbel Barckholtz (22), 2900 Wittenberge, Heineplatz 1 – Veronika Haubenreißer (22, ein Sohn), 6509 Wünschendorf, PSF 17.

Wer weiß Antwort?

In der „BZ am Abend" fand ich eine mich sehr irritierende Anzeige (Faksimile). Dazu meine Fragen: Handelt es sich hier um neuartige Unterkunftsmöbel der NVA? Für welche Disziplinen der Militärischen Körpertüchtigung (MKE) ist es geeignet? Kann der Achtertest dort vorbereitet werden?
Hauptmann d. R. Horst-Ralph Neye, Bestensee



VERKAUF

Sehr gut erh. MKE-Schlafzi., Schrk.-Wand m. Aufsatz. Teak, pol., 1,1 TM. u. Dielenmöbel Mod. Weißenfels. 500 M. 0829 Anz.-Schroeder. 1055 Bln.

AR hofft auf Leserzuschriften mit des Rätsels Lösung.

Wann

...erhält man den Wehrdienstausweis?
Gunter Mönch, Karl-Marx-Stadt

Nach der Musterung. Vor und nach dem aktiven Wehr-, dem Wehrersatz- bzw. Reservistenwehrdienst ist er nur ein militärischer Nachweis und darf nicht zur Legitimation verwendet werden.

Maritimer Herkunft

Was ist eine Schottenpanzerung?
Andreas Linthe, Halle

Eine doppelte, durch Hohlräume unterteilte Panzerung. Sie findet sich z. B. in Panzertürmen, um Hohlladungen wirkungslos zu machen.

Zwei Siege auf einen Streich

Nur 3:12,0 Std. benötigte Leutnant Bernd Ebermann für die 50-km-Distanz des 7. Zittauer Gebirgslaufes. Damit wurde der 26jährige Zugführer aus dem Pionier-Truppenteil „Arthur Thiermann" zugleich auch bester ASV-Sportler dieser Massensportveranstaltung und nahm dafür den von der „Armee-Rundschau" gestifteten Wanderpokal (Foto) entgegen. Zweiter über 50 km wurde Offiziersschüler Gert Ulrich, während der Vorjahresgewinner des AR-Pokals, Hauptmann Kluttig, auf den 5. Platz kam und drittbester ASV-Teilnehmer wurde. Das Gesamtfeld der Läufer und Wanderer über 50, 30 und 15 km umfaßte 2700 Teilnehmer.



Kernkraft unter Wasser

Welche Länder, außer der UdSSR und den USA, haben Atom-U-Schiffe?
Torsten König, Wismar

Gegenwärtig verfügen noch die Seestreitkräfte Frankreichs, die britische Royal Navy und die chinesische Kriegsmarine über Atom-U-Boote bzw. -Schiffe. China besitzt ein Boot der „Han"-Klasse, das 1971/72 auf Kiel gelegt wurde. Den Baustopp der „Han"-Klasse bewirkten vermutlich ökonomische Ursachen sowie Probleme mit dem Kernkraftantrieb. Den Kern der englischen Seemacht von heute und zugleich der strategischen Streitkräfte des Landes bilden vier kernkraftgetriebene Raketen-U-Schiffe. Frankreichs Untersee-Atom-Streitmacht besteht aus vier diensttuenden und zwei noch im Bau bzw. in der Erprobung befindlichen Raketen-Schiffen der „Le Redoutable"-Klasse.

Lieber Erich Weinert!

Sie liebten kein feierliches Gedöhns. Sie hatten einen Abscheu vor allem, was nach Feierlichkeit roch. Nun sind da gleich zwei hochfeierliche Anlässe, wenn ich mal so sagen darf, die die Laune des Kalenders in unmittelbare Nachbarschaft miteinander gebracht hat: Ihr 90ster Geburtstag und der 30ste Ihres Patenkindes, des Erich-Weinert-Ensembles. Eltern freuen sich über die Leistungen ihrer Kinder. Auch Pateneltern. Lassen Sie mich Ihnen also anläßlich Ihres 90sten davon berichten, welchen Weg Ihr Patenkind gegangen ist. – Statt Blumen.
30 Jahre Erich-Weinert-Ensemble. Ein Statistiker würde jetzt Fahrtkilometer aufrechnen, bis zum Mond und zurück, vielleicht auch bis zur Venus. Dazu die Zahl der Auftritte und die Größe des Publikums. Vielleicht die Erdbevölkerung, zahlenmäßig. Sehr mäßig! Formal.
Die Geburtsstunde des Ensembles war nicht feierlich: ohne Festrede, Beförderungen, Auszeichnungen und kaltes Buffet. Man war mittendrin in der Arbeit. Man hatte keine Zeit zu verlieren. 1950, die große Zeit der Volkskunstensembles. Wir wollten alle Leute von unserer Sicht der Dinge überzeugen, damit es auch ihre Sicht würde. Ensembles schienen uns für dieses Unterfangen besonders geeignet. Als eine Zentrale Kulturgruppe der HVA (Hauptverwaltung für Ausbildung der Volkspolizei) gegründet wurde, schickten wir aus unseren Dienststellen (so hieß das damals) unsere besten Sänger und Musiker nach Berlin. Das war nicht einfach eine Kommandierung: Papier mit Stempel drauf, Fahrkarte und ab. Das war etwas Bedeutendes. Wir ahnten es mehr, als daß wir es wußten. Begabte Genossen aus unseren Reihen sollten Künstler, also gut, VP-Künstler, werden. Sie würden lernen Noten zu lesen und zu singen, richtig, mit Technik, und ihr Instrument aus dem Effeff zu beherrschen. Natürlich begleiteten sie unsere besten Wünsche und vielleicht auch ein bißchen Neid dazu. „Kulturensemble", das klang wie Musik. Zudem wußten alle, da wartet kein gut ausgestattetes Ensemblehaus. Es wartet eine alte Kaserne irgendwo in Berlin-Treptow, mit einer alten Turnhalle, in der es zieht, weil die Fenster kaputt sind, und in der Doppelstockbetten stehen mit Strohsäcken. Das Ganze: Schlafraum, Speiseraum, Proberaum. Kein Mensch hatte mit mehr Komfort gerechnet. Doch in dieser Behausung wurden Wunderdinge vollbracht. Nach kaum einem halben Jahr, zum Deutschlandtreffen Pfingsten 1950, sahen wir unsere Genossen wieder, als sie in unser Zeltlager kamen. (Es befand sich dort, wo heute der Berliner Tierpark ist.)
Der Chor stellte sich exakt-malerisch auf, so daß jeder einzelne gut zu sehen war. Das Vorbild des Alexandrow-Ensembles war unverkennbar. Es gab keinen Grund, es zu verheimlichen. Das Alexandrow-Ensemble war in dieser Zeit das unerreichte Ideal. Sein Konzert am 18. August 1948 auf dem damaligen Gendarmenmarkt in Berlin hatte viele Tausende, vielleicht Zehntausende tief bewegt, ja erschüttert. Das war ein

Im Programm „Jungs aus Moskau und Berlin“ kommt die langjährige Freundschaft des EWE mit dem Zentralen Ensemble der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland zum Ausdruck.
Viele Choreographien des Balletts spiegeln das Leben in der Truppe wider.



Hoffnungsstrahl inmitten einer Ruinenlandschaft. Man lief damals kilometerweit, wenn es hieß: Ein sowjetisches Ensemble kommt. Noch lange ahmten andere Kulturgruppen die sowjetischen Ensembles nach. Die Weinerts (ich möchte von nun an mit dieser Kurzformel das Ensemble Ihrer Familie zuordnen) eigneten ihre Erfahrungen sich schöpferisch an. Eine Gruppe erstklassiger Leute war am Werk. Der Schriftsteller Kuba, der die Tradition des Agitprop der deutschen Arbeiterklasse in das Ensemble einbrachte, der Komponist Andre Asriel, damals ein ziemlich unbekannter junger Mann, dessen Kompositionen ausdrückten, was uns bewegte; sie klangen anders als die Soldatenlieder von gestern in ihrer tristen Stupidität, Schnulzigkeit und Sentimentalität. Jetzt hieß es: Das weite Land gehört dem Volk, das tiefe Meer, und meine Hand gehört dem Volk, und mein Verstand, und mein Gewehr. Schließlich gehörte zu diesem

Triumvirat der Regisseur Josef Stauder vom Kindertheater Leipzig, ein phantasievoller Mann, der im Verdacht stand, ganz besonders sicher auf den Spuren des Theaterwissenschaftlers Stanislawski zu wandeln.
Das Programm war ein Ereignis. Viele neue Lieder erklangen zum ersten Mal. Lieder, deren man sich auch heute nicht zu schämen braucht, Sprechchöre, kleine Spielszenen. Man hatte viel zu sagen, mehr, als man mit Liedern ausdrücken konnte. Deshalb sagte man es direkt, wenngleich auf dichterische Weise. Das alles war in sehr kurzer Zeit geschrieben und einstudiert worden. Unsere Genossen hatten ihre Bewährungsprobe bestanden. Der Entwurf für ein Ensemble der bewaffneten Kräfte des Landes war gelungen. Das Vorbild wurde dann auch von fast allen Dienststellen, die etwas auf sich hielten, nachgeahmt. Herrschte Unsicherheit, welche Volkslieder zum positiven und welche zum negativen Erbe gehörten, hielt man sich der Einfachheit halber an die Weinerts. An den „Jan Hinnerk", an das „Annel mit dem Kannel" und an den „Kronen-



Eine wahre Feuerwehrtruppe ist das Doppelquartett (Bild oben).
Wie das Kabarett „Die Kneifzange" erfreuen sie mit Humor und Satire.

Fotos: Reimer (1), Bonitz (2), Winkler (2), Thurn (1), Uhlenhuth



wirt", dessen Kathrin nunmehr keinen heiligen, sondern einen goldenen Kranz trug.
Lieber Genosse Weinert! Sie lernten nur ein paar Ihrer Patenkinder kennen, die Sie als kleine Delegation an Ihrem Krankenbett besuchten. Sie sprachen damals eine Art Vermächtnis auf Band. Sie forderten, es solle vor allem der neue Geist, der die Worte und Lieder des Ensembles beseelte, auf die Zuschauer wirken und die Herzen entzünden, der Geist des Sozialismus. Das Erich-Weinert-Ensemble hat in all den Jahren seit damals keine Mühe gescheut, dieses Ihr Vermächtnis zu erfüllen. Ich erinnere mich zum Beispiel eines Treffens mit so großartigen Leuten wie Hanns Eisler, Paul Dessau und Gustav von Wangenheim, bei dem es um die Wirksamkeit der Kunst ging. Die Freundschaft zwischen dem jungen Ensemble und den im antifaschistischen Kampf gestählten Künstlern der Arbeiterklasse gehört zum wertvollsten Erbe des Ensembles. Die Weinerts haben nicht nur sehr gute Sänger, Tänzer und Musiker ausgebildet. Viele schöpferische Begabungen konnten sich hier entfalten. Ich will nur ganz wenige Namen nennen, es gäbe so viele... Kurt Greiner-Pol, ein junger Mann damals, der voller Melodien steckte, der in der Stadtpfeife sein Instrument beherrschen lernte und begriff, was Ausbeutung ist. Er prägte viele Jahre, ja, Jahrzehnte hindurch den musikalischen Stil des Ensembles. Günther Hitzemann, der als künstlerischer Leiter für eine hohe musikalische Kultur des Ensembles sorgte. Dramaturg Erwin Burkert, ein schöpferischer Geist, der vor Ideen sprühte. Siegfried Berthold, der sich als Chefdramaturg um das Soldatenlied, die Soldatenthematik so verdient gemacht hat. Oder der Leiter des Ensembles, Oberst Erhard Clemens. Viele Genossen sind durch die Schule des Erich-Weinert-Ensembles gegangen. Ein Armee-Ensemble darf nicht zu einer Alte-Herren-Riege werden. Es waren politische Künstler, die das Ensemble verließen. Viele von ihnen stehen heute als tüchtige Kulturfunktionäre in Theatern und Verwaltungen ihren Mann. Die Genossen mit dem Ärmelstreifen „Erich-Weinert-Ensemble" sind keine Schmalspurkünstler.



Das sind die Kabarett-Damen: Marlis Wendhaus und Ulrike Müller. Estrade mit dem Programm: „Die Estrade beatet mit und ohne Rock" (Bild unten).



Maat d. R. Volker Hubrich, Sänger in der Estrade.
Bild unten: Gemischter Chor mit dem Zentralen Ensemble der GSSD.

Mit der einmal gefundenen Form des Ensemblespiels war nicht ein für allemal der Stein der Weisen gefunden. In der Kunst gibt es solche Steine zum Glück nicht. Neue Bedürfnisse entstanden. Das Ensemble mußte sich darauf einstellen. Und mit dem großen Ensemble kam man zum Beispiel nicht in jede Ecke unseres Landes. Wäre ja auch ein bißchen unzweckmäßig gewesen, mit 120 Mann loszufahren, um vor 20 Mann aufzutreten. Doch diese 20 hatten natürlich auch ein Recht darauf, in ihrer Einsamkeit mal ein bißchen was von den Weinerts zu hören. Da bauten die findigen uniformierten Künstler ihr Ensemble so um, daß es in kleinen Gruppen auf Tournee gehen konnte. Kam ein großer Auftritt, Jahrestag und so, wurden die kleinen Gruppen wieder zusammengebaut. Ein Ensemble nach dem Baukastenprinzip. Für die Weinertleute hieß das: vielseitiger sein, mehr können. Da langte es eben nicht mehr, daß man im Chor einen schwarzen Baß erklingen ließ. Es konnte sein, man wurde losgeschickt, um mit Soldaten ein neues Lied einzuüben.
Auch zerbrach man sich darüber den Kopf, mit welchen Kunstmitteln man am besten an die Soldaten herankäme. Ich glaube, es gab nichts, was in diesen 30 Jahren nicht ausprobiert worden wäre. Ausdruckstanz à la Palucca und Revuetanz à la Friedrichstadtpalast, Chorgesang à la Alexandrow und Schlagergesang à la Comedienharmonists, sinfonische Musik à la Konwitschny und Tanzmusik à la Amiga. Auch kleine Spielszenen wurden zu Zeiten aufgeführt, da ein deutliches Wort besonders not tat. Helmut Baierl schrieb für die Weinerts die Szenenfolge über den 13. August („Geschichten vom 13ten") und Peter Hacks einen Schwank „Die Russen kommen". Es gab Versuche mit dem Schattenspiel und dem Puppenspiel. Was gab es eigentlich nicht?
Spätestens hier muß ich Ihnen noch von einer Spezialeinheit Ihres Patenkindes berichten, die sozusagen direkt in Ihre Fußtapfen tritt, Genosse Weinert, das Kabarett



Zum Erich-Weinert-Ensemble gehören der Chor, das Orchester, das Ballett, das Kabarett „Die Kneifzange", das Doppelquartett, die Estrade und als jüngstes Kind die Song-Gruppe.

„Die Kneifzange". Für Satire hatten Sie ja wohl einen ganz besonderen Nerv. (Ihre „Ballade vom großen Zechpreller" kann ich auswendig hersagen.) Feine Sache, Kabarett in der Armee. Das gibt es, glaube ich, nirgendwo sonst noch. Aber schwierig, sehr schwierig. Nicht nur für die Akteure. Unsere roten Feuerwehrmänner zielen ja nicht mehr auf vaterländische Zylinder. Na, und so ganz ohne Respekt sind sie natürlich auch nicht. Aber goldrichtig, kann ich Ihnen versichern.

Die Weinerts arbeiten heute unter guten Bedingungen. Die Zeit der zugigen Turnhallen ist längst vorbei. Auch die der Doppelstockbetten und Strohsäcke. Aber leichter ist es wohl deshalb nicht geworden. Weil man's sich schwer macht. Um Ihnen keine Schande zu machen.

Herzlichst Ihr

Christian Klötzer

Orchesterprobe unter der Leitung von Major Gordejew, ehemaliger Leiter des Zentralen Ensembles der GSSD.
Viele Gastspiele gab das EWE im Ausland.
Hier herzliche Begegnung mit Soldaten und Werktätigen Vietnams.





Teniente Colonel Hans

Sohn Hans-Georg, am 22. April 1899 in Berlin-Charlottenburg geboren, sollte Karriere machen. Sein Vater, ein preußischer Staatsbeamter, bringt darum den Vierzehnjährigen an der Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde unter. Hier wird die Elite des militaristischen Preußen herangezogen.
Vater wie Vorgesetzte haben an dem Kadetten Hans Kahle ihre Freude. Er lernt brav seine Lektionen, paukt das Exerzierreglement. Auch in der Feldausbildung gibt er sich Mühe. Er will ein guter „deutscher Offizier" werden.
Inzwischen beginnt der erste Weltkrieg. Die Ausbildung der Kadetten geht weiter. 1917 kommt der Moment, den Hans Kahle damals kaum erwarten konnte. Er wird zum Fähnrich ernannt, wenig später zum Leutnant. Er geht an die Westfront.

Im Juli 1918 erhält Leutnant Kahle den Befehl zu einem Spähtruppunternehmen, von dem er nicht zurückkommt. Er und seine Männer sind in französische Gefangenschaft geraten. Damit ist der Krieg für Hans Kahle vorbei. Und vorläufig auch seine militärische Karriere. Als er im Frühjahr 1920 nach Berlin zurückkehrt, will er keine Uniform mehr anziehen. In der Gefangenschaft hatte er Menschen getroffen, die ihm vieles erklärten, über den Krieg, den deutschen Militarismus, den Kapitalismus, auch über den Sozialismus.
Doch der Vater hat es noch nicht aufgegeben, aus seinem Sohn etwas zu machen. Hans soll nun eine „gutbürgerliche



Laufbahn" einschlagen. Also beginnt er eine kaufmännische Lehre und besucht die Handelshochschule. Dann verläßt er Berlin, fährt zu Verwandten nach Mexiko. Sechs Jahre bleibt er dort, kauft, verkauft. Er liest marxistische Literatur, macht im täglichen Leben seine Erfahrungen mit dem Kapitalismus. Und er schließt Freundschaften. Mit Mexikanern. Denn die deutschen Geschäftsleute mag er nicht. Sie sind ihm zu arrogant. Schließlich kann Hans Kahle das „gutbürgerliche Leben" überhaupt nicht mehr ertragen. Er verläßt Amerika. Von nun an geht er seinen eigenen Weg. Als Journalist. Erlebnisberichte aus der Tätigkeit im Ausland sind die ersten Artikel Er arbeitet im Freien Radio-Bund Deutschlands mit, ist Redakteur und Verlagsleiter der Wochenzeitschrift „Arbeiter-Sender". In Prenzlauer Berg studiert er an einer Abendschule wissenschaftlichen Sozialismus. 1928 wird der Leutnant a. D., Kaufmann und Journalist Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands.

●

In Spanien putschen faschistische Generale gegen die Republik. Am 7. August 1936 appelliert das Zentralkomitee der KPD an alle Genossen, dem Volk auf der Pyrenäen-Halbinsel zu helfen. Als Soldaten! Hans Kahle, inzwischen in Frankreich Redakteur des „Tribunal", des Organs der Internationalen Roten Hilfe, zögert keinen Augenblick.
„In einem kleinen Pariser Bistro", schreibt er später, „trafen wir uns zum erstenmal. Antifaschistische Emigranten – Kommunisten, Sozialisten, Parteilose – aus Holland, aus der Schweiz, aus Belgien und Frankreich; alle die, die die Schrecken des Konzentrationslagers und das Elend der Emigration kannten, waren zu Fuß, mit Fahrrädern und nur wenige mit der Bahn nach Paris gekommen, um sich als Freiwillige für das republikanische Volksheer Spaniens zu melden." Mit 600 Antifaschisten geht er am 9. Oktober an Bord der „Ciudad de Barcelona" auf die Reise nach Süden.
Doch vorerst läßt man Hans Kahle noch nicht an die Front. Man braucht ihn und seine Kenntnisse in Albacete. Dort, wo die internationalen Einheiten formiert werden. „Endlich

kommen für die deutsche Kompanie 30 Gewehre und ein Maschinengewehr ... Sie werden mit seltener Liebe und Sorgfalt gepflegt und bis in alle Einzelheiten studiert. Wettbewerbe zwischen den einzelnen Zügen werden abgeschlossen, wer am schnellsten das Gewehrschloß auseinandernehmen und zusammensetzen kann. Bis in die tiefe Nacht sitzen die jungen Genossen um das Maschinengewehr herum und lernen von den alten Kriegern des Weltkrieges, das Gewehr zu bedienen und Ladehemmungen rasch zu beseitigen", berichtet er von jenen Tagen.
Anfang November bedrohen die Faschisten Madrid. Die XI. Internationale Brigade geht an die Front. Ihr erstes Bataillon „Edgar André" wird von Major Hans Kahle befehligt.

●

Schon in diesen ersten Gefechten beweist Hans Kahle seine militärischen und menschlichen Fähigkeiten. Norbert Kugler, Bataillonsmelder, erinnert sich:
„In diesen harten Tagen und Nächten begleitete ich Hans Kahle als Melder auf Schritt und Tritt. Ich bewunderte seinen persönlichen Mut und die schnelle Entschlußkraft dieses Kommandeurs, für den Essen und Schlafen Dinge waren, die man mal bei passender Gelegenheit erledigen konnte. Eines Tages fuhren wir mit dem Stabsauto ins Regierungsviertel. Im Gebäude des Kriegsministeriums an der Ecke Alcala/Cibeles, direkt im Zentrum der Stadt, arbeitete der Verteidigungsrat von Madrid. Oberst Vicente Rojo und an seiner Seite die sowjetischen Berater Malinowski und Woronow sowie Alberti (sowjetischer Berater der XI. Brigade – G. F.) und noch einige Spezialisten ... Die einen sprachen außer russisch nur englisch, die anderen französisch, einige sprachen auch deutsch. Hans Kahle sprach spanisch und konnte sich auch in anderen Sprachen verständigen ... Die sowjetischen Freunde und Vicente Rojo, Chef des Generalstabs, erklärten Hans die militärische Lage und informierten ihn über die zur Zeit verfügbaren Waffen und Munitionsmengen. Trotz der ernsten Lage strömte von allen eine Ruhe und Sicherheit aus, die mich tief beeindruckte. Auch in den späteren Schlachten erschien es mir in kritischen Stunden, als könnten wir aufatmen, wenn die sowjetischen Berater bei uns im Stab eintrafen."

●

General Kléber, der Abschnittskommandeur, und Hans Beimler, der Beauftragte des ZK der KPD für die politische Arbeit unter den deutschen Interbrigadisten, ernennen Hans Kahle wegen seines militärischen Könnens und der persönlichen Tapferkeit Ende November 1936 zum Kommandeur der XI. Internationalen Brigade. Als Stabschef stellen sie ihm einen Genossen zur Seite, mit dem er schon in Berlin gemeinsam Parteiarbeit geleistet hat: den Schriftsteller Ludwig Renn, ehemals Arnold Friedrich Vieth von Golßenau und wie Hans Kahle Offizier der kaiserlich-deutschen Armee. Kommissar der Brigade wird der italienische Kommunist Di-Vittorio Nicoleti. Unter ihrer Führung werden die Interbrigadisten zur Verteidigung Madrids eingesetzt, an den Schwerpunkten des Kampfes.
Darüber heißt es in einem Tagesbefehl: „Die Brigade hat Tage schwersten Kampfes hinter sich. Am ersten Tage riß der Gegner eine riesige Lücke in unsere Front. Aber sein Angriffsziel konnte er nicht erreichen, denn unsere internationalen Bataillone brachten ihn auf beiden Flanken zum Stehen und zum Teil sogar zum fluchtartigen Zurückfluten. Am folgenden Tage ermattete er sich so vor unserer Front, daß er einen Tag Ruhe brauchte. Darauf griff er noch zwei Tage an, und wir ließen ihn diese zwei Tage nur schrittweise vorkommen, obwohl er im stärksten Maße Artillerie und Tanks einsetzte. Mit den schwersten Blutopfern haben wir das alles erkauft. Aber unsere Front ist nicht durchbrochen ... Die Junta de Defensa de Madrid (Verteidigungsrat) und ihre militärischen Berater haben dem Brigadekommandeur ihre volle Anerkennung für den Opfermut der 11. Brigade ausgesprochen ... Die 11. Brigade hat in der sechzigtägigen Schlacht vor Madrid Ruhm und Ehre an ihre Fahnen geheftet ..."

●

Am 14. Februar 1937 gerät die Brigade an der Jarama-Front in eine äußerst schwierige Situation. Hans Kahle schreibt: „Es war eine scheußliche Lage. Die Brigade war isoliert, sie hatte nicht einmal mehr technische Nachrichtenmittel. Ich wußte, daß bei General Pawlow Panzer in Reserve standen. Sie befanden sich in der Nähe von Morata de Tajuna und waren nun unsere einzige Chance, die Lage zu retten. Ein Genosse namens Buhr meldete sich freiwillig, um General Pawlow meinen Lagebericht und dringenden Hilferuf zu überbringen. Es folgte eine Stunde voller Besorgnis ... Würden die Panzer noch rechtzeitig herankommen? Würde Buhr den General überhaupt erreichen? ... Während ich die Meldungen des Beobachters verfolgte, vernahm ich nach einiger Zeit in unserem Rücken das Geräusch heranrollender Panzer. Das konnten nur die von Pawlow sein! ... Die Brigade war gerettet!"
Hans Kahle, inzwischen zum Oberstleutnant befördert, führt die Brigade noch in den Kämpfen bei Guadalajara. Dann überträgt man Teniente Colonel Jorge Hans die Führung der 17., später der 45. internationalen Division der spanischen Volksarmee.

●

Die britische Regierung, die seinerzeit durch ihre „Nichteinmischungs-



1. Bodenreform 1945 in Mecklenburg

politik" die spanischen, deutschen und italienischen Faschisten faktisch unterstützt hat, läßt im Mai 1940 die ehemaligen Kämpfer der Internationalen Brigaden, die nach England gekommen sind, mit anderen Emigranten internieren. In Lagern, hinter Stacheldraht. Schließlich werden sie nach Kanada deportiert. Auch dort werden die Opfer der Naziherrschaft wie Verbrecher behandelt, sogar mit gefangenen Faschisten zusammengesperrt. Als sich Antifaschisten über das freche Auftreten von Nazis beschweren, werden sie vom Lagerkommandanten als Unruhestifter bestraft.

Hans Kahle tritt auch im Lager als konsequenter Antifaschist auf. Die Genossen schätzen seine Besonnenheit und seine Entschlußkraft, erkennen ihn als ihren Sprecher an. Da trifft im Spätsommer 1940 ein Brief ein: „Lieber Hans, es tut mir schrecklich leid zu hören, daß Du in einem Internierungslager bist. Wissen denn die Kanadier nicht, daß Du einer der wertvollsten lebenden Kämpfer gegen den Faschismus bist, der länger und erfolgreicher gegen den Faschismus gekämpft hat als die ganze britische Armee während dieses Krieges? Ich jedenfalls weiß es und werde alles tun, damit die höchsten Stellen es zu wissen bekommen . . . Ernest Hemingway, Sun Valley, Idaho." Und in seinem Roman „Wem die Stunde schlägt", der im Oktober 1940 erscheint, schreibt der humanistische amerikanische Schriftsteller über den deutschen Kommunisten: „Kleber, Lucacz und Hans hatten mit ihren internationalen Brigaden bei der Verteidigung Madrids brave Dienste geleistet . . . Hans war ein guter Soldat und ein guter Kamerad."

Dank des Einsatzes von Hemingway und anderen demokratischen Persönlichkeiten kann Hans Kahle nach England zurückkehren. Er arbeitet wieder als Journalist. Als militärpolitischer Korrespondent für den kommunistischen „Daily Worker". Aber auch für bürgerliche Zeitungen. Doch nicht nur das. Ruth Werner schreibt in „Sonjas Rapport" darüber: „Jürgen . . . vermittelte mir den deutschen Genossen Hans Kahle, der in Spanien in den Internationalen Brigaden eine führende Rolle gespielt hatte. In Spanien war er besonders für seine Tapferkeit und schnellen Entschlüsse geachtet worden . . . Die Zentrale stimmte meinem Kontakt mit Hans Kahle zu. Ihn sah ich ungefähr zweimal im Monat und erhielt nützliche Nachrichten . . . Ich arbeitete gern mit Hans Kahle zusammen."

Am 25. September 1943 versammeln sich in der Londoner Trinity Church Hall 400 Kommunisten, Sozialdemokraten, Geistliche, Soldaten, Jugendliche. Sie wollen sich der Politik des in der Sowjetunion unter Führung des ZK der KPD gegründeten Nationalkomitees „Freies Deutschland" anschließen, organisiert gegen den Faschismus kämpfen, ein antifaschistisches demokratisches Deutschland vorbereiten. Sie gründen die Freie Deutsche Bewegung in Großbritannien. Ein Aufruf wendet sich an die patriotischen Kräfte des deutschen Volkes, den verbrecherischen Hitlerkrieg und die Herrschaft des Nazisystems zu beenden. Der Aufruf ist unterzeichnet von Kurt Hager, Wilhelm Koenen, Siegbert Kahn, Professor Alfred Mensel, Hans Kahle und anderen.

●

Mit dem Sieg der Roten Armee über den Hitlerfaschismus wird auch in Mecklenburg der Weg frei, die politische und ökonomische Macht der Junker zu brechen. Am 2. September 1945 verkündet deshalb der Vorsitzende der Kommunistischen Partei Deutschlands, Wilhelm Pieck, in Kyritz das Programm der demokratischen Bodenreform.

In Mecklenburg gibt es rund 2 200 Großgrundbesitzer. Die Grafen von Schwerin, die Erblandmarschälle von Hahn, die Freiherrn von der Kettenburg, der Bankmagnat von Stauß, der Milliardär Deterding, der SS-Obergruppenführer und Kavallerie-General Graf von der Schulenburg, der Gruben- und Stahlwerksbesitzer Fritz Thyssen und viele andere. Sie besitzen 62 Prozent des Bodens. Weitere 28,7 Prozent sind Eigentum von 11 000 Großbauern. Für die 2 Millionen Landarbeiter, Pächter, Klein- und Mittelbauern bleiben lediglich 9,3 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche. Unter Führung der Arbeiterklasse wird die Bodenreform in Angriff genommen. Kurt Bürger, Hans Warnke, Gustav Sobottka, Herta Geffke, Bernhard Quandt, Gottfried Grünberg, Karl Moltmann und viele andere Funktionäre helfen den Bauern, die Eigentumsverhältnisse in Mecklenburg zu verändern. Auch Hans Kahle arbeitet an dieser Aufgabe mit.

Ein ganzes Jahr hatte er gebraucht, um von der britischen Regierung die Ausreisegenehmigung in die damalige sowjetische Besatzungszone zu erhalten. Im Frühjahr 1946 ist er endlich wieder in der Heimat. Er wird dringend gebraucht.

Heimliche und offene Feinde der Bodenreform und der neuen Ordnung überhaupt treiben ihr Unwesen. Sabotage und Terror vor allem sind ihre Methoden. Sie müssen unschädlich gemacht werden. Das ist Aufgabe der jungen Volkspolizei, zu deren Chef im Land Mecklenburg-Vorpommern am 17. März 1946 Hans Kahle ernannt wird.

Der erfahrene Kommunist leistet Großes beim Aufbau des Schutzorgans des werktätigen Volkes. Er kann ihm aber nur noch wenige Monate dienen. Am 1. September 1947 stirbt Hans Kahle. „Es ist ein Verlust für unser Land, daß er so früh starb", heißt es bei Ruth Werner.

Den Namen Hans Kahle trägt heute ein Truppenteil der Nationalen Volksarmee.

Oberstleutnant d. R. Günter Freyer
Fotografik und Gestaltung: Sepp Zeisz

2. Hans Kahle, 1946 Chef der Landespolizei Mecklenburg



Lothar Zitzmann, Ruderer, Öl

Als ich vor etwa fünfzehn Jahren zum ersten Mal bewußt ein Bild von Lothar Zitzmann sah, gefiel es mir gar nicht. Die gemalten Körper erschienen mir unlebendig, ja fast wie tote Zementblöcke. Nun sind die Empfindungen eines einzelnen bei der Betrachtung eines Bildes nicht unbedingt ein Kriterium für die Qualität eines Kunstwerkes. Schon Goethe hatte an sich selbst bemerkt, daß ihm eine Skulptur oder ein Gemälde anfangs überhaupt nicht zusagte. Nach längerer Betrachtung konnte er jedoch Gefallen daran finden, erschloß sich ihm der Sinn des Werkes. Eigenes Unvermögen, mangelnde ästhetische Empfindsamkeit oder oberflächliches Betrachten können dazu führen, daß einem ein Kunstwerk mißfällt oder es einem nichts zu sagen hat. Bei Lothar Zitzmann zeichneten sich in einer bestimmten Schaffensperiode jedoch wirklich Tendenzen ab, die eine weitere Entwicklung in der begonnenen Richtung auszuschließen schienen. Er vermied detaillierte Schilderungen einzelner Persönlichkeiten, suchte große Formzusammenhänge und strebte nach umfassender formaler Geschlossenheit. In der konsequenten Abstraktion drohte eine Erstarrung. Um so erfreulicher war es zu beobachten, wie Lothar Zitzmann seit dem Ende der 60er Jahre die Stagnation überwand. Seine Farben wurden wärmer. Gelb-, Orange-, Rot-, Braun- und Ockertöne bestimmten die Bildwerke. Rhythmische, heiter bewegte Kompositionen überwanden alle Erstarrung, bauten jedoch auf den vorangegangenen Versuchen auf. Mit seinem großformatigen Tafelbild im Palast der Republik gestaltete er mitreißend den Gedanken der internationalen Solidarität und die in den Völkern erwachenden Kräfte im Befreiungskampf. Für viele Besucher der Palastgalerie ist gerade dieses Gemälde zum Lieblingsbild geworden.

Bis zu seinem Tode im Jahre 1977 beschäftigte sich Lothar Zitzmann vielfach mit dem Thema Sport. Viele Bilder sind entstanden, und immer wieder sind es typische Haltungen der Fechter, Sprinter, Skiläufer oder Ruderer, die den Maler faszinierten und die er zu erfassen versuchte. Er greift charakteristische, für jede der Sportarten typische Momente der Bewegungsabläufe heraus, erfaßt exakt ihre Dynamik, ihre Kompliziertheit und Schönheit. Diese Bilder bestechen durch ihre kompositorische Ausgewogenheit, Prägnanz und meisterhafte Malweise. Er betont klar die Silhouette der Sportler, verzichtet auf alles Unwesentliche, betont die rhythmisch ausgreifenden Bewegungen und suggeriert, da er ja nur einen winzigen Augenblick auf der Leinwand festhalten kann, sich fortsetzende Bewegungsabläufe.

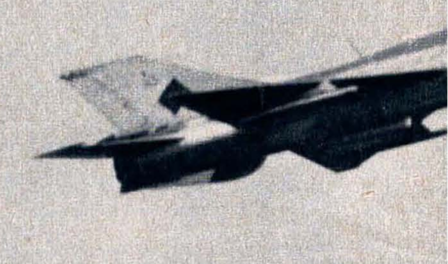
Das in der Abbildung gezeigte Bild „Ruderer", 1976 begonnen, konnte Lothar Zitzmann nicht mehr vollenden. Besonders im rechten Bildteil wird das sichtbar, wo einige Teile nicht zu Ende gemalt sind. Trotzdem und auch trotz der starken Abstraktion ist dieses, wie auch seine anderen Sportbilder, von Leben und Wärme, Gleichklang und Harmonie erfüllt. Als Betrachter fühlt man sich in die Spannung des Wettkampfes einbezogen. Gerade in diesen Tagen, in denen die Olympischen Sommerspiele die Jugend der Welt zum sportlich fairen Kräftemessen rufen, werden die Wettkämpfe unter den Millionen Zuschauern auch die Kunstschaffenden wieder in ihren Bann ziehen. Bewegung und Farben, die Anstrengungen des sportlichen Vergleichs, das glückliche Lächeln des Siegers, die Freude, sich selbst und den anderen bezwungen zu haben, das Tragen der Niederlage und die Begeisterung der Zuschauer sind immer wieder Motive und Themen für die künstlerische Gestaltung. Schon aus dem antiken Griechenland, dem Geburtsort der Olympischen Spiele, wurden uns durch Skulpturen und Malereien auf Vasen die Ideale der Einheit von Geist, Kraft und Harmonie des menschlichen Körpers überliefert.

Daß diese Idee lebt, beweisen heute Sportler aus aller Welt, und wir werden nicht nur den Athleten, die im olympischen Ruderkanal von Krylatskoje an den Start gehen, die Daumen drücken.

Dr. Sabine Längert



Ich möchte Jagdflieger werden





Vorgenommen hat es sich der 16jährige Zwickauer Ulli Hofmann, zukünftiger Maschinen-Anlagen-Monteur mit Abitur. Große Höhen zu bezwingen, ein Strahlflugzeug zu führen, diese komplizierte Maschine zu beherrschen — all das reizt ihn. Bevor sich aber sein Wunsch erfüllen läßt, muß er mancherlei Beweise bringen. Neben politischer Klarheit und einwandfreier Bildung auch die über eine tadellose Gesundheit. So wie bei der medizinisch-psychologischen Eignungsuntersuchung im Institut für Luftfahrtmedizin Königsbrück. Ulli erzählt, was er dort erlebte.





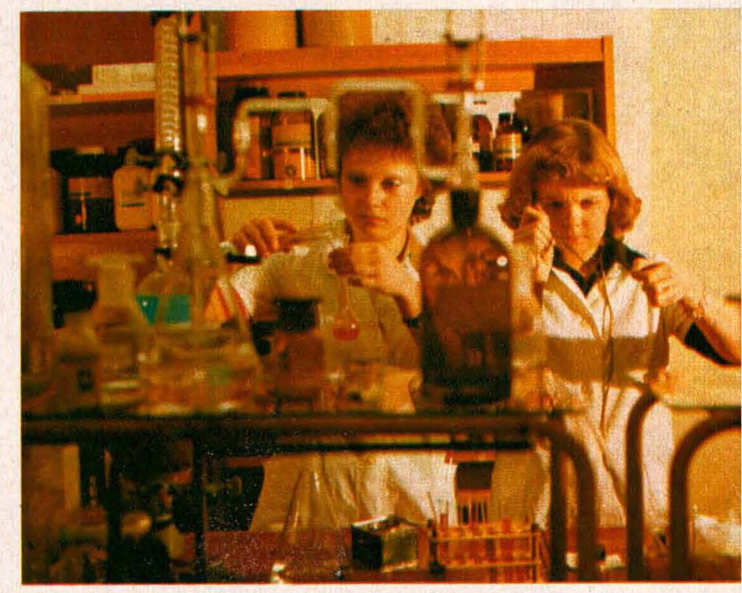
Vati und Mutti befürworteten meinen Berufswunsch, gaben aber zu bedenken: „Überleg' es dir gut. Denk' an die hohen Anforderungen." Davor ist mir nicht bange, ich weiß einigermaßen, was mich erwarten wird. Im Offiziersbewerberkollektiv meiner Schule sowie in der FDJ und der GST haben wir oft über die Verteidigung unserer sozialistischen Heimat gesprochen. Und ich glaube, ein Jagdflieger da oben am Himmel, der hat eine besondere Verantwortung für den Schutz der DDR. Ich kann mir vorstellen, daß das eine schöne, ja, auch harte Aufgabe ist. Warum sollte ich sie nicht meistern? Ich informiere mich in Fachzeitschriften und Fliegerbüchern, die ich gekauft habe. Gern würde ich davon mehr besitzen, aber das liebe Taschengeld . . . Auch das Segelfliegen, draußen auf dem Zwickauer GST-Flugplatz, wo ich mit dem „Bocian" und dem „Pirat" am Himmel schwebe, festigte meinen Wunsch. Klar, die 80 km/h beim Segelflug sind nichts gegen die der MiG, aber für den Anfang reicht's schon. In meiner Schule, der EOS „Käthe Kollwitz", stehe ich auf 1,5. Und im Sport bin ich bestens da. Habe früher viel Fußball und Volleyball gespielt, mal auch Handball, bin radgefahren. Jetzt fehlt ein bißchen die Zeit. Aber fünfzig, und mit Training hundert Liegestütze, schaffe ich! Sollte ich mal Jagdflieger werden, möchte ich an die modernste Technik, in eine gute Einheit kommen – und nicht soviel umziehen.



Beim Röntgen prüfte man die Wirbelsäulenstruktur auf mögliche Veränderungen

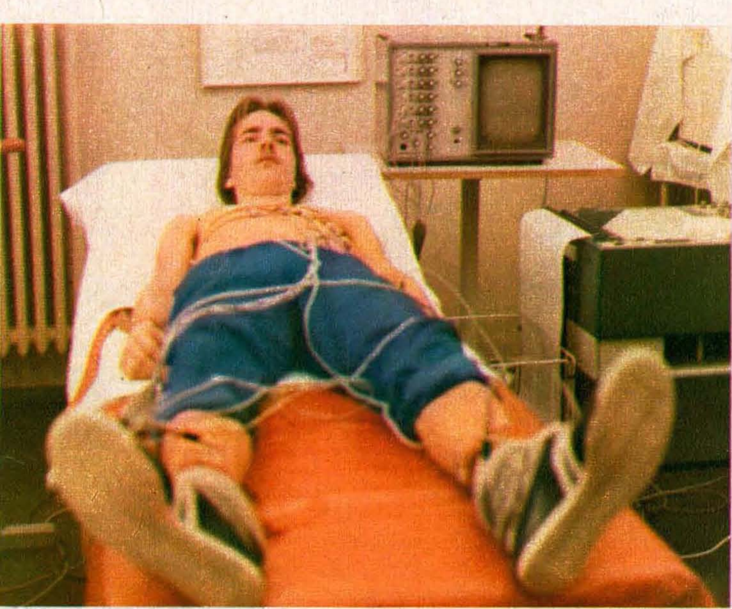
Am Perimeter wird mein Gesichtsfeld gemessen

Als das Wehrkreiskommando mir die Fahrscheine nach Königsbrück aushändigte, habe ich mich riesig gefreut. Einmal, daß die Untersuchungen nicht in den Ferien stattfanden, zum anderen, daß es jetzt losgeht. Vom Institut haben wir in der Schule viel erzählt. Einige, die schon dort waren, hauten ganz schön auf den Putz: „Warte erst mal ab, wenn du auf dem Drehstuhl sitzt, da haut's dich raus!" Zu Hause probierte ich es im Drehsessel, stieß mich mit einem Bein ab, ließ mich rotieren. Drei-, viermal tat ich das, und jedesmal bekam ich ein mulmiges Gefühl. Oje, dachte ich, wenn dir schon hier schlecht wird, was wird das erst im Institut, wo sich der Stuhl noch



Im Labor wurde unter anderem unser Blut untersucht

Mehrere Personen kommen gleichzeitig in die Unterdruckkammer und erleben einen „Aufstieg" auf 5 500 m (Bild rechts)



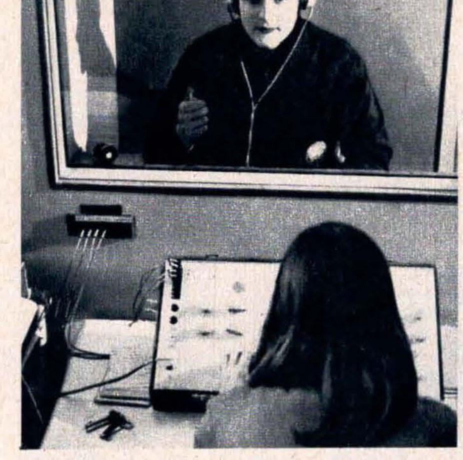
Das nennt sich EKG: Mittels Elektroden werden die Herzströme abgeleitet

Zum Bestimmen meiner Sehleistung benutzte der Augenarzt dieses Probiergestell



schneller drehen soll? Ich bekam Angst vor diesem Test, alles andere jedoch wollte ich gelassen hinnehmen.
Im Institut traf ich viele Jugendliche in meinem Alter. Sie gehörten, wie ich, zu diesem Wochen-Durchgang und kamen alle aus dem Bezirk Karl-Marx-Stadt. In den ersten beiden Tagen besuchten wir die Augen-, Zahn-, Hals-Nasen-Ohren-Ärzte, den Internisten, den Orthopäden, ließen uns röntgen und gaben Urin- und Blutproben ab. Das waren kleine Fische, so was ist man ja von draußen gewöhnt. Aber einige Bewerber fielen schon hier durch, da verschiedenes bei ihnen nicht in Ordnung war. Einer hatte Heuschnupfen, der konnte gleich wieder seine Tasche packen. Wie ich hörte, war der Zahnarzt mit unseren Gebissen zufrieden. Es läge daran, daß im Bezirk Karl-Marx-Stadt dem Trinkwasser schon jahrelang Fluor zugesetzt wird. Da habe ich doch gestaunt.
Interessant wurde es, als es zum EEG ging. Elektroenzephalogramm heißt das, erklärte die Schwester. Hier wird die bioelektrische Tätigkeit des Gehirns aufgezeichnet. „Haben Sie Tabletten eingenommen? Wann sind Sie gestern schlafen gegangen?" fragte sie mich. Dann kämmte sie sorgsam meine Haarsträhnen auseinander, um auf der Kopfhaut dreizehn Elektroden aufzulegen. Ein Gummiband um die Stirn hielt das Ganze zusammen. Wie beim Damenfriseur kam ich mir vor. 15 Minuten lang wurden meine Ströme gemessen. Ebenso viele Meter lang, sagte mir ein Offizier, ist die Papierschlange, auf der die Kurven gezeichnet wurden. Dann verdunkelte sich der Raum, und es begann eine irre Schau. Vor mein Gesicht stellte die Schwester eine grelle Lampe, einen Fotostimulator. Er flackerte in kurzen Abständen auf, ähnlich wie auf mancher Disko, wo zuweilen solch ein Flackerlicht eingestellt wird.

Fortsetzung auf Seite 76

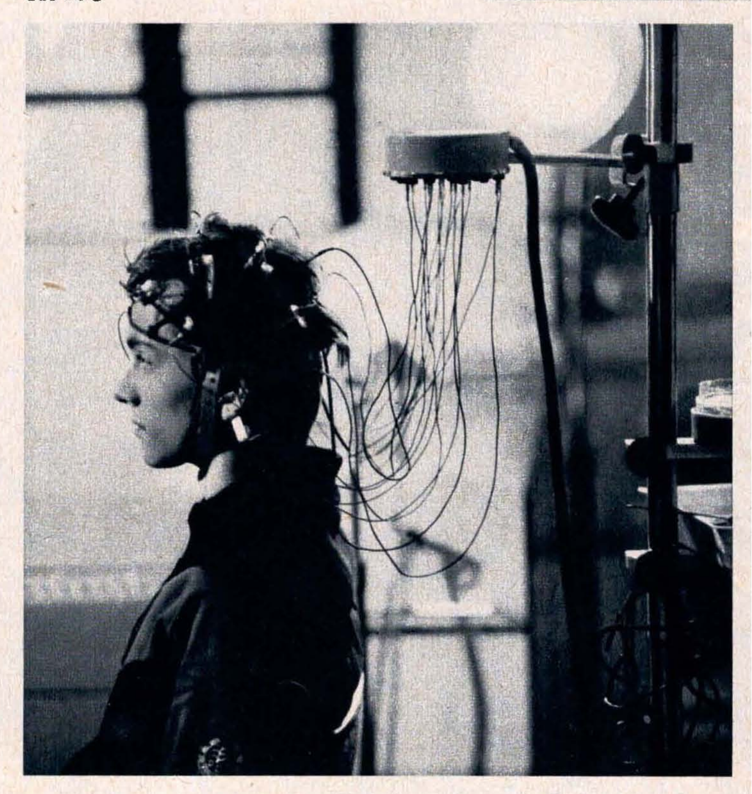


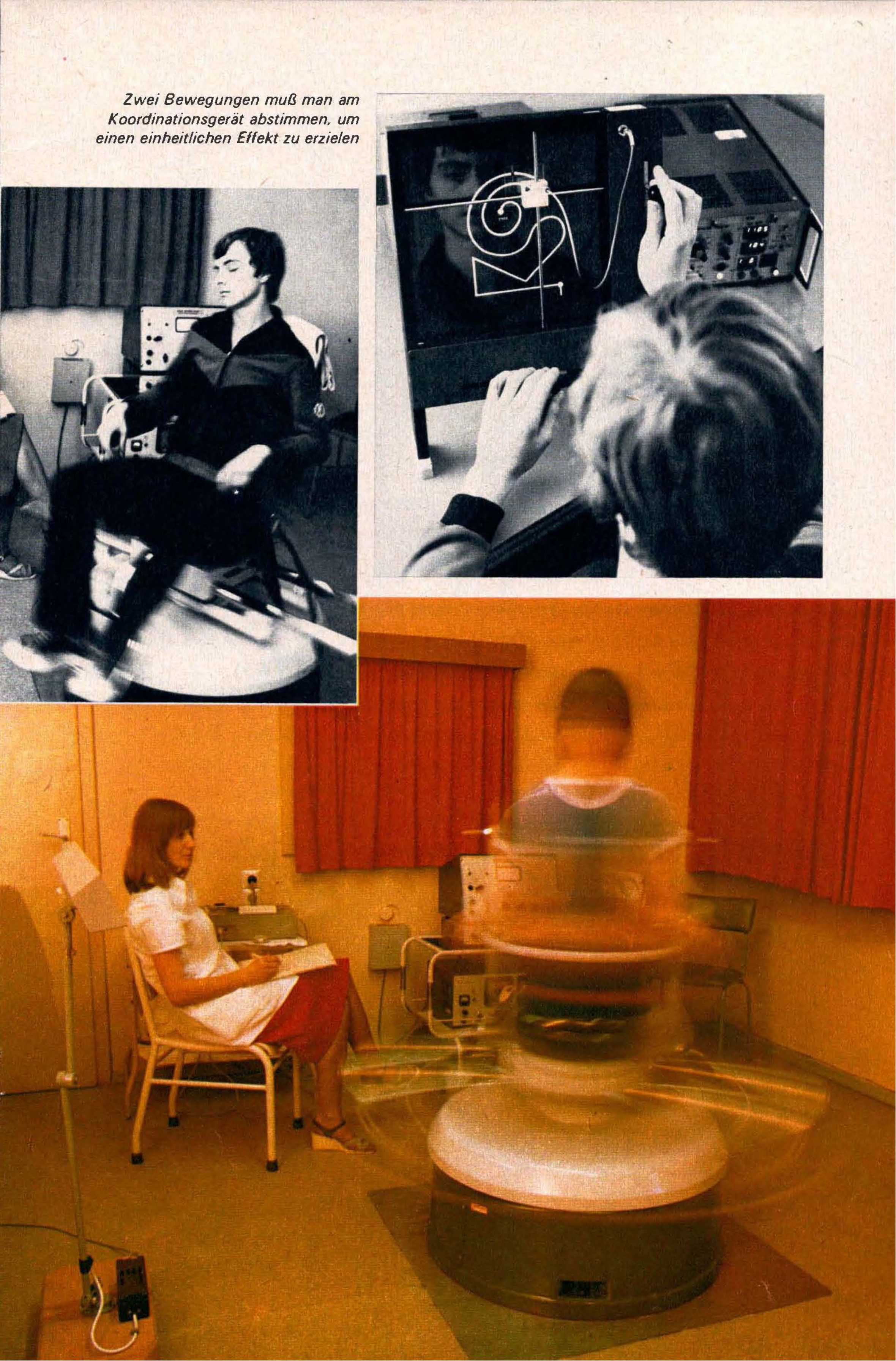
In einer schallisolierten Kabine prüfte eine Schwester unser Gehör



Vorm Drehstuhl hatte ich tüchtigen Bammel, aber es ist alles halb so wild.
(Die Farbaufnahme belichtete der Fotograf länger, fast eine halbe Minute, um die Bewegungen in dieser Zeit zu veranschaulichen. So kam dieser optische Effekt zustande, in Wirklichkeit dreht sich der Stuhl natürlich langsamer)

Hier kam ich mir wie beim Damenfriseur vor: das EEG





Zwei Bewegungen muß man am Koordinationsgerät abstimmen, um einen einheitlichen Effekt zu erzielen



Eine Kurzgeschichte
von Karl-Heinz Schatte
illustriert von Fred Westphal

Fünf Wochen ist Bernd nun schon Soldat. Die schwerste Zeit des Eingewöhnens ist vorüber. Die Grundausbildung bekam ihm gut, er hat sich bewährt und erhält früher als erwartet seinen Urlaub. Dienstlich ist also alles in Ordnung, privat dagegen sieht es etwas anders aus. Er hat nämlich Britta, seine Freundin, zurücklassen müssen. Ein geliebtes Buch darf man mit in die Kaserne nehmen, aber eine hübsche Freundin nicht, das hat sich irgendwie so entwickelt. Ein Foto von ihr könnte man schon mitnehmen, aber obwohl es viel Gemeinsames zwischen Original und Abbild gibt, bestehen zwischen beiden doch auch große Unterschiede. Ein Foto vermag nicht weiche Arme um deinen Hals zu schlingen und dich zu küssen. Britta hingegen kann das und tut es gern und oft. Daran hat sich Bernd gewöhnt, und jetzt fehlt es ihm. Er hat sich inzwischen auch an den Frühsport gewöhnt, würde ihn jedoch nicht gleich stark vermissen. So ist das nun mal, darüber brauchen wir nicht länger zu reden. Was wir aber noch erwähnen müssen ist, daß beide die Armeezeit als Prüfungszeit auch für ihre Liebe verstehen, danach erst wollen sie heiraten. Und gesagt werden muß auch noch, daß Bernd ein ziemlich eifersüchtiger, in Liebesdingen mißtrauischer Zeitgenosse ist und jetzt einen Gedanken hegt, den er für gut hält. Wir hingegen als neutrale, objektive Beobachter, die über sozialistische Moral und Ethik gut im Bilde sind, ordnen Bernds Gedanken auf der Skala zwischen gut und schlecht mehr zum Negativen hin ein. Neben erwähntem Mißtrauen waren es vor allem drei Umstände, die Bernds Idee befördert hatten: Er-

stens hatte ihm sein Freund Mario geschrieben, er habe Britta mit einem jungen Mann im Parkcafé gesehen; zweitens erkannte sich Bernd nach der Tätigkeit des Standortfriseurs, dem sein langes, herrlich blondgelocktes Haar zum Opfer gefallen war, selbst kaum wieder und drittens dient in seiner Kompanie Frank, ein gelernter Maskenbildner, der vorher am Theater ihrer gemeinsamen Heimatstadt D. gearbeitet hatte, und der nun mit ihm zusammen per Bahn in den Urlaub fuhr.
Wenn der ihm nun noch einen mächtigen Vollbart ankleben würde? Zivil würde Bernd sich bei Frank ausborgen und Stellung im Parkcafé beziehen (nach der Zivilgenehmigung fragen wir besser nicht). Bernd glaubte Mario unbedingt, daß er Britta im Parkcafé gesehen habe, denn schon bevor sie sich kannten, ging Britta manchmal dorthin. Ihr gefiel die leise Musik, bei der man sich unterhalten konnte, besser als der Lärm in den Diskos. Tanzen durfte man auch, Bernd und Britta waren sich vor einem halben Jahr dort begegnet.
„Wozu brauchst du einen Bart?", fragte Frank neugierig. „Ich will die Bank knacken, klar?"
„Ist in Ordnung, dachte ich mir schon."
Bernd schenkte ihm reinen Wein ein. Frank gefiel Bernds Plan zwar auch nicht sonderlich gut, aber er war ihm schließlich doch behilflich.
In D. angekommen, ließ Bernd Gepäck und Uniform bei Frank, der ihm einen Bart verpaßte, daß er aussah wie Hermann der Cherusker, wenn der so aussah.
Schon am zeitigen Abend saß er im Parkcafé. Dem Ober, der ihn hinter einem riesigen Blumentopf placieren wollte, entgegnete er, frisch Erlerntes anwendend: „Sicht geht vor Deckung. Ich brauche einen Platz, von dem aus man einen guten Überblick hat."
„Meinetwegen, aber Striptease haben wir hier nicht."
„Ich will keine sich Entkleidende beobachten, sondern eine mir Entgleitende."
Der Ober verstand ihn nicht, was gewiß nicht nur daran lag, daß Bernd als Sachse das „k" wie das „g" und das „t" wie das „d" aussprach.
Bernd bestellte sich ein Bauernfrühstück und ein Wernesgrüner, danach ließ er noch einmal dasgleiche kommen und dann nur noch Pils.
Gegen 20.00 Uhr kassierte der Ober, er machte Feierabend. Inzwischen hatte sich die Tanzkapelle eingefunden, nun gab es für Speisen und Getränke einen kleinen Musikaufschlag und kein Bier mehr – Weinzwang!
Der Ober schwatzte Bernd einen süßen Muskatwein auf. Schon nach dem ersten Schluck umfing Bernd eine wohlig-warme Stimmung, die ihn beinahe vergessen ließ, weshalb er hier saß. Jäh schreckte er jedoch hoch, als Britta von einem gut aussehenden, bärtigen jungen Mann (schulterlanges schwarzbraunes Haar) an einen Tisch geführt wurde und beide Platz nahmen. „Also doch", durchfuhr es Bernd, er war sofort hellwach. Die beiden scherzten und sprachen miteinander in einer Art und Weise, die einen hohen Grad an Vertrautheit offenbarte. Der Jüngling kam ihm irgendwie bekannt vor. Es mußte einer von Brittas früheren Verehrern sein, vielleicht hatte sie ihn schon einmal Bernd vorgestellt.
Im ersten Moment wollte Bernd zu ihrem Tisch stürzen.
Er erhob sich, dabei fiel ihm sein Plan wieder ein und zugleich auf, daß seine senkrechte Haltung nur in einem statistischen Mittelwert bestand, der sich aus rechten und linken Abweichungen ergab, er also nur theoretisch eine Senkrechte bildete. Er blieb folglich unbeweglich, aber nicht unbewegt sitzen und beobachtete.
Sie tanzten ab und zu. Britta schien sehr verliebt (in den Lackaffen) zu sein, anderen Männern, die sie aufforderten, gab sie Körbe. Bernd hätte es auch probiert, wenn er nicht schon so ein Tanz-Schwebe-Gefühl gehabt hätte.
„Wein auf Bier – das rat ich dir", heißt es zwar, aber es scheint die unvergorene Weintraube gemeint zu sein.
Britta und ihr Begleiter blieben nicht bis zum Schluß. (Sie werden besseres vorhaben). Bernd zahlte ebenfalls. Dann ging er zur Toilette und entfernte seinen Bart. Er hatte es nicht eilig, den Weg kannte er. Die frische Luft im Park tat ihm gut, er sprintete ein paar hundert Meter und machte Atemübungen, das half etwas. Nach Hause jedoch mochte er nicht gehen, er wollte sie in flagranti erwischen, nur Tatsachen zählen.
In Brittas Wohnung brannte Licht, die Gardinen waren zugezogen. Zum Glück war die Haustür noch unverschlossen, Bernd stand bald vor ihrer Wohnungstür, aus dem Zimmer erklang Musik. Er läutete. Britta öffnete. Sie sah ihn an, stutzte – fiel ihm um den Hals, so schnell, daß er garnicht reagieren konnte. Sie zog ihn in die Wohnung, dabei rief sie:
„Michael, was meinst du, wen ich dir bringe?"
Der Schwarzbraune (er war es wirklich) starrte ihn an. „Mensch, das ist doch Bernd", schrie er und schien sogar erfreut zu sein, jedenfalls tat er so.
„Ich verstehe wohl einiges nicht ganz", antwortete Bernd verstört aber beherrscht, „mit wem habe ich die Ehre?"
Britta platzte laut los. „Erkennst meinen Bruder wohl nicht wieder, was? Nun ja, als er noch bei der Armee war, sah er irgendwie sportlicher aus, so wie du jetzt."
Natürlich, Michael war das. Nie hätte Bernd ihn wiedererkannt. Tief beschämt, aber auch unbeschreiblich erleichtert fühlte er sich plötzlich. Es wurde noch ein sehr schöner Abend. Vom Mißtrauen war Bernd vorerst geheilt, seinen infamen Plan würde er Britta frühestens zur Silberhochzeit gestehen.

PVA-Chronik

1943: Im Mai wird die Einberufung von in der UdSSR lebenden Polen zur 1. Polnischen Infanteriedivision verkündet. Zwei Monate später erfolgt die feierliche Vereidigung der 1. Infanteriedivision „Tadeusz Kościuszko". Am 12. Oktober finden die für die Polnische Armee legendären Kämpfe bei Lenino statt.

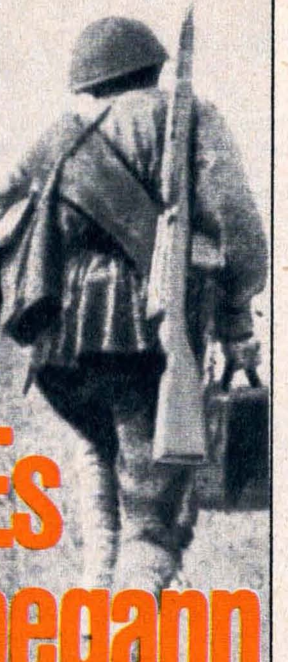
1944: Im Januar wird der Landesnationalrat gebildet. Er beschließt im Juli die Gründung des Oberkommandos der Polnischen Armee. Im Oktober gibt der Oberbefehlshaber der Polnischen Armee den Befehl Nr. 84 heraus, der die Bildung des 1. Reserve-Seebataillons, der Keimzelle der künftigen Seekriegsflotte, zum Inhalt hat.

1945: Am 17. Januar befreien die 1. Polnische Armee und Truppen der 1. Belorussischen Front Warschau. Zwei Tage später findet die erste Militärparade in der befreiten Hauptstadt statt. Vom 16. 4. bis 6. 5. nehmen die 1. und 2. Polnische Armee in der 1. Belorussischen Front bzw. der 1. Ukrainischen Front an der Berliner Operation teil. In den Straßen von Berlin kämpfen u. a. die 1. Infanteriedivision „Tadeusz Kościuszko", die 1. selbständige Werferbrigade, die 2. Haubitzartilleriebrigade sowie das 6. motorisierte Brückenbaubataillon. Am 8. Mai unterzeichnen Vertreter der faschistischen Wehrmacht die bedingungslose Kapitulation; laut Dekret des Landesnationalrates wird der 9. Mai zum nationalen Feiertag des Sieges und der Freiheit in Polen erklärt. Am 17. Mai wird die 1. Polnische Armee vom Oberbefehlshaber der Polnischen Armee mit der Grenzsicherung im Westen und Südwesten Polens beauftragt. Der Ministerrat der Republik Polen beschließt im gleichen Monat die Bildung des Korps für Innere Sicherheit. An der Siegesparade in Moskau auf dem Roten Platz am 24. Juni nehmen auch Vertreter der Polnischen Armee teil.

1946: Am 31. März treffen in Gdynia 23 Kampfschiffe ein, die die polnische Seekriegsflotte von der Sowjetunion erhält.

1947: Dekret des Staatsrates über die Bildung der Generalstabsakade-





Es begann in Lenino



Am 12. Oktober 1943 tobten bei Lenino, südwestlich von Smolensk, erbitterte Kämpfe. Zum ersten Mal standen in dieser Schlacht gegen die faschistischen Okkupanten reguläre polnische Truppen an der Seite der Sowjetarmee...

Zu Beginn des Jahres 1943 hatte sich der Bund Polnischer Patrioten mit der Bitte an die sowjetische Regierung gewandt, auf sowjetischem Territorium reguläre polnische Verbände aufstellen zu können. Im Juni schon begann die 1. Infanteriedivision in Selzy an der Oka mit der Gefechtsausbildung. 25000 Freiwillige zählten die polnischen Truppen bereits im September jenes Jahres, und es wurden immer mehr, je weiter die Sowjetarmee in Richtung Westen vordrang. In der Endphase des zweiten Weltkrieges schließlich hatten die mit der Sowjetarmee kämpfenden polnischen Streitkräfte eine Stärke von 400000 Mann erreicht. Allein an den Kämpfen um Berlin nahmen 180000 polnische Soldaten teil...

Heute gilt die Polnische Armee als eine moderne Koalitionsstreitkraft innerhalb der Vereinten Streitkräfte der Länder des Warschauer Vertrages. Konsequent sichert die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei – ihr gehören 85 Prozent der Offiziere, jeder zweite Berufsunteroffizier und 23 Prozent der Soldaten an – ein immer engeres Zusammenwirken insbesondere mit der Sowjetarmee, der NVA und der Tschechoslowakischen Volksarmee. Entsprechend der strategischen Grundsätze und der geographischen Lage sind die Streitkräfte Volkspolens unterteilt in Verbände, die dem Vereinten Kommando unterstellt sind, und in territoriale Verteidigungskräfte. Zu ersteren gehören die Landstreitkräfte (einschließlich Luftlandetruppen), die Luftstreitkräfte (Jagd-, Jagdbomber- und Transportfliegerkräfte) und die Seekriegsflotte. Im Falle einer imperialistischen Aggression haben diese Verbände Kampfaufgaben innerhalb der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Vertrages zu erfüllen. Den territorialen Verteidigungskräften hingegen obliegt in erster Linie der unmittelbare Schutz des eigenen Landes. Sie sind unterteilt in Truppen der Luftverteidigung (Abfangjagdfliegergeschwader, Flak- und Raketenregimenter, funktechnische Truppen), Einheiten der Territorialverteidigung (kaserniert untergebrachte Regimenter sowie Bataillone, zu denen die einberufenen Bürger täglich zur Ausbildung kommen), Truppen der inneren Verteidigung (allseitig ausgerüstete mot. Einheiten) sowie die Grenzschutztruppen.

PVA-Chronik



mie, der ersten militärischen Hochschule in Polen. Am 12. Dezember findet ihre feierliche Eröffnung statt.

1948: Im Oktober wird auf Befehl des Ministers für Nationale Verteidigung in der Polnischen Armee die Organisation Bund der Polnischen Jugend ins Leben gerufen. Vom 15. bis 21. Dezember findet der Vereinigungsparteitag der Polnischen Arbeiterpartei und der Polnischen Sozialistischen Partei statt. Die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei (PVAP) wird gegründet. Mit dieser Vereinigung ist die Voraussetzung für die Tätigkeit von Parteiorganisationen in der Armee gegeben.

1950: Dekret des Präsidenten, das den 12. Oktober, den Jahrestag der Kämpfe bei Lenino, als Tag der Polnischen Armee festlegt.

1951: Der Sejm verabschiedet die Gesetze über die Bildung der Militärpolitischen und der Militärtechnischen Akademie.

1954: Die Regierung erklärt sich einverstanden mit der Teilnahme militärischer Vertreter Volkspolens in den Internationalen Kontroll- und Überwachungskommissionen zur Einhaltung des Waffenstillstands in Vietnam, Laos und Kambodscha.

1955: Vom 11. bis 14. Mai findet in Warschau die Konferenz von acht europäischen Staaten zu Fragen der Gewährleistung von Frieden und Sicherheit in Europa statt. Am 14. Mai wird der Warschauer Vertrag, der Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand, unterzeichnet.

1956: Im Januar wird auf einer Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses des Warschauer Vertrages das Statut des Vereinten Oberkommandos bestätigt. Im November wird der polnischen Seekriegsflotte das erste von einer polnischen Werft gebaute Minenräumboot übergeben.

1957: Die Leitung des Ministeriums für Nationale Verteidigung beschließt die Bildung von Militärräten auf der Ebene des Ministeriums, der Militärbezirke, in den Teilstreitkräften und Divisionen.

PVA-Chronik

1958: Der Minister für Nationale Verteidigung erläßt einen Befehl über die Bildung von Jugendzirkeln in der Armee. Für Schriftsteller und Wissenschaftler, die sich mit der Geschichte und den Gegenwartsproblemen der Polnischen Armee befassen, stiftet der Minister Jahresprämien und Stipendien.

1961: Mit der Bildung von Gruppen des Sozialistischen Dienstes in den Einheiten wird eine neue Form des sozialistischen Wettbewerbs in der Gefechts- und politischen Ausbildung eingeführt.

1962: Von der Sowjetunion erhält Polen das U-Boot „Orzel", damit wurde der Grundstein für die heutige U-Boot-Flottille gelegt.

1963: Im September findet auf dem Territorium der DDR das Manöver „Quartett" statt, an dem neben Truppenteilen der NVA, der Sowjetarmee, der Tschechoslowakischen Volksarmee Einheiten der Polnischen Armee teilnehmen. Auf Beschluß des Ministerrates der VR Polen wird die „Medaille für Waffenbrüderschaft" gestiftet.

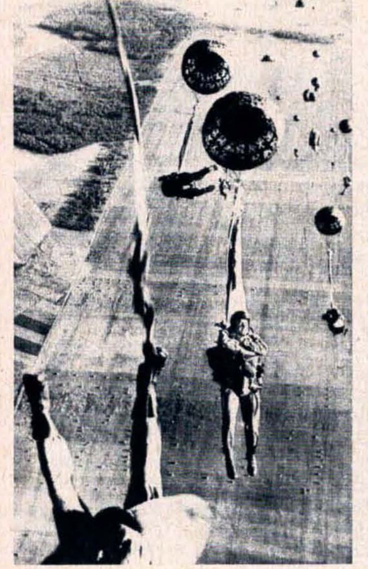
1965: Befehl des Ministers für Nationale Verteidigung über die Einführung der Laufbahn für freiwillig längerdienende Armeeangehörige mit Mannschaftsdienstgraden. Die Inneren Truppen werden dem Verteidigungsministerium unterstellt. Im Oktober findet mit polnischer Beteiligung das Manöver „Oktobersturm" auf dem Territorium der DDR statt.

1968: Im April wird Divisionsgeneral Wojciech Jaruzelski vom Sejm zum Minister für Nationale Verteidigung berufen. Im ehemaligen Kampfgebiet bei Lenino wird ein Mausoleum der polnisch-sowjetischen Waffenbrüderschaft eröffnet.

1970: Vom 12. bis 18. Oktober findet unter Teilnahme aller Armeen des Warschauer Vertrages das bisher größte Manöver „Waffenbrüderschaft" auf dem Territorium der DDR statt.

1973: Im November werden Einheiten der Polnischen Armee auf Beschluß des ZK der PVAP und der Regierung in die UNO-Truppen im Nahen Osten entsandt.

1976: Vom 6. bis 16. September findet die Truppenübung „Schild" der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Vertrages statt.



Spezialisten

Die „Roten Barette" (6. Pomorsker Luftlandedivision), wurden 1957 vorwiegend aus Regimentern der 6. Infanteriedivision formiert und gehören zu den Landstreitkräften. Sie sind mit allen Waffen und Geräten moderner Luftlandetruppen ausgerüstet wie z. B. reaktive Geschoßwerfer BM-14, Luftlandepanzer ASU-85 und SPW des Typs SKOT 2A polnischer Produktion. Der achtwöchigen Grundausbildung der „Roten Barette" folgen Klettern, Skilaufen und natürlich Fallschirmspringen. Pflicht sind mindestens 15 Gefechtssprünge aus unterschiedlichen Höhen, bei Tag und Nacht, über Wasser und im Gebirge. Äußere Erkennungszeichen: das rote Barett, das Emblem am linken Ärmel, ein weißer Fallschirm auf farbigem Grund (rot: mot. Schützen, grün: Artillerie, blau: Luftlandepanzer).

Die Grenzschutztruppen wurden 1945 zum Schutz der fast



3400 Kilometer langen Staatsgrenze aus der 1. und 2. Polnischen Armee gebildet. Tag der Grenzschutztruppen ist der 10. Juni. Zur Spezialausbildung der in den Sudeten und dem Karkanosze-Gebirge (Riesengebirge) stationierten Grenzsoldaten gehört der Bergrettungsdienst. Im Januar 1958 wurde in diesem Gebiet eine selbständige Bergrettungsgruppe gebildet. Mit modernsten Rettungsgeräten ausgerüstet, hat die Gruppe seit dieser Zeit – neben ihrem eigentlichen Dienst – an über 2500 Einsätzen teilgenommen. Äußeres Erkennungszeichen: grünes Mützenband.

Die Podhaler Gebirgsjäger erhielten ihren Namen nach einer Gebirgslandschaft in der Nähe Krakows. Sie sind aus dem Korps für Innere Sicherheit hervorgegangen und wurden erst 1965 in die Landstreitkräfte eingegliedert. Ausbildungszentren sind in der



Hohen Tatra und in den Beskiden. Zur Standardbewaffnung gehören sMG, Granatwerfer und reaktive Geschütze. Treue Helfer der Gebirgsjäger sind trotz moderner Beförderungsmittel nach wie vor die Pferde. Äußeres Erkennungszeichen der Podhaler: federgeschmückter Hut, ein Edelweiß auf den Kragenecken der Ausgangsuniform.

Die „Blauen Barette", die Einheiten der Marineinfanterie, gehören zur Küstenverteidigung. Als Spezialeinheiten der Landstreitkräfte handeln sie eng mit der Seekriegsflotte zusammen, können aber auch – mit schweren Waffen und schwimmfähigen Fahrzeugen ausgerüstet – selbständig taktische



Seelandungen durchführen. Zu ihren Aufgaben gehören u. a. auch die Abwehr von Seelandeoperationen des Gegners sowie die Verteidigung der eigenen Flottenbasen und der Küste. Äußere Erkennung: das blaue Barett, am linken Ärmel ein silberfarbener Anker.

Schüler

Daß eine Offiziersschule außerhalb des Landes und obendrein noch für eine Armee, die gerade erst im Entstehen begriffen ist, gegründet wird, ist bestimmt nicht alltäglich. Auf die heutige Offiziershochschule „Tadeusz Kościuszko" in Wrocław trifft das jedoch zu. Ihr Gründungsjahr geht auf den 1. September 1943 zurück, als auch die ersten Truppen der heutigen polnischen Armee aufgestellt wurden. Für die Ausbildung der dafür notwendigen Offizierskader stellte die sowjetische Regierung eine entsprechende Lehreinrichtung zur Verfügung. Am 1. September jenes Jahres nahm sie als selbständige Abteilung der sowjetischen Infanterieschule in Rjasan ihre Arbeit auf.
In den ersten sieben Monaten ihres Bestehens verließen 1075 Absolventen, darunter 51 Frauen, die Offiziersschule.



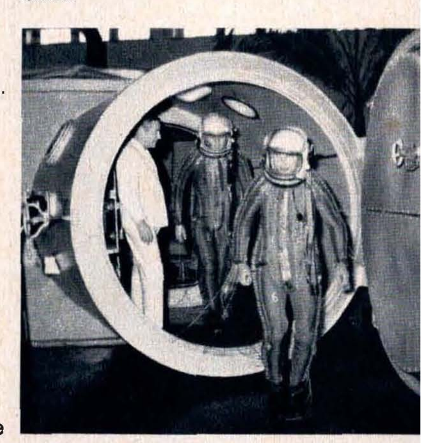
Sie bildeten in der Folge den Kern des Kommandeursbestandes der 1. und 2. Polnischen Armee. Der heutige Verteidigungsminister der Volksrepublik Polen, Armeegeneral Jaruzelski, gehörte ebenfalls zu den insgesamt 2749 Offizieren, die diese Schule während des zweiten Weltkrieges absolvierten.
Nach der Befreiung wurde die Lehreinrichtung, die sich Offiziersschule der Infanterie und Kavallerie nannte, zunächst nach Krakow verlegt. In dieser Zeit galt es vor allem, die in ihre Heimat zurückgekehrten sowjetischen Offiziere zu ersetzen, die die Polnische Armee mit aufgebaut hatten. 1947 erhielt die Schule ihren endgültigen Standort in Wrocław, 1953 den Ehrennamen des polnischen Freiheitskämpfers und Nationalhelden Tadeusz Kościuszko und 1967 den Status einer Hochschule.

Blauhelme

Al Ghala, die Vorstadt von Ismailia, war bis vor kurzem noch Basis und Hauptquartier der polnischen Spezialeinheiten im Nahen Osten. Seit dem UNO-Beschluß von 1973 zählten auch erstmals polnische Armeeangehörige zu den dort stationierten UNO-Friedenstruppen. Betraut wurden sie mit dem logistischen Dienst, u. a. mit der Ausrüstung und Versorgung der in diesem Gebiet ebenfalls eingesetzten UNO-Truppen anderer Staaten. Das erste UNO-Truppenkontingent stellten die „Roten Barette", die Soldaten der 6. Pomorsker Luftlandedivision.
Am schwierigsten gestaltete sich anfangs die Arbeit der Pioniere. Tausende Quadratkilometer Land säuberten sie von Minen, Granaten und anderen hochexplosiven Geschossen, außerdem legten sie feste Straßen an.
Voll verantwortlich für die Versorgung mit Lebensmitteln, Treibstoff, Baumaterialien und Wasser zeichneten die polnischen Kfz-Truppen. Mehr als 100 Fahrzeuge gingen täglich auf Tour. Bis zu 500000 Kilometer monatlich legten die Kraftfahrer unter den schwierigen Bedingungen der Wüste zurück. Allein 2500 Tonnen Trinkwasser mußten pro Monat an den Mann gebracht werden. Eine eigens aus Polen mitgebrachte Filtrierstation bereitete das kostbare Naß auf.
Im Juli 1974 wurde in Ismailia ein



Lazarett mit Poliklinik eröffnet. Ausschließlich polnische Ärzte und Krankenschwestern betreuten die UNO-Angehörigen und die Einwohner der Stadt.
Die Vertreter der Polnischen Armee – sie wurden aller sechs Monate abgelöst – erfüllten ihre Aufgaben vorbildlich, trotz der schwierigen, für Europäer ungewohnten Bedingungen: tagsüber Hitze bis zu 50 Grad, nachts eisige Kälte, dazu Sand und Staub, der überall eindringt. Die polnischen Armeeangehörigen erhielten seitens der UNO hohe Anerkennung sowie Auszeichnungen vom polnischen Staat.



WIML

Ein grauer Gebäudekomplex am Rande Warschaus – das WIML, „Wojskowy Institut Medycyny Lotniczy", zu deutsch: Militärinstitut für Luftfahrtmedizin. Es entstand vor 22 Jahren. Doch die traditionsbewußten Mitarbeiter des WIML rechnen der Geschichte ihres Institutes noch 30 Jahre hinzu, denn bereits 1928 wurde sein Vorläufer als Untersuchungszentrum für Luftfahrtmedizin gegründet. Der faschistische Überfall

PVA-Mosaik

Der Grundwehrdienst in der Polnischen Armee beträgt zwei, bei der Seekriegsflotte drei Jahre.

Fähnriche – es gibt fünf Dienstgrade – dienen mindestens 20 Jahre. Bei den Luftstreitkräften werden sie auch als Hubschrauberführer eingesetzt.

Zwölfmal im Jahr wird die gesamte Technik auf Herz und Nieren geprüft, gewartet und gepflegt. Achtundvierzig Stunden stehen jeweils für diese Arbeiten, die die sonst übliche Umrüstung auf Winter bzw. Sommer ersetzen, zur Verfügung.

Tag der Offiziersschüler ist der 20. November. Er wird zur Erinnerung an die mutigen Warschauer Offiziersschüler in der nationalen Befreiungsbewegung von 1830/31 begangen.

Mit Ritterschlag, einer Tradition aus dem 12. Jahrhundert, werden die Absolventen der 11 Offiziersschulen nach vierjährigem Studium zum Offizier ernannt.

Mit über 400 wissenschaftlich-technischen Arbeiten leistet die Militärtechnische Akademie „Jaroslaw Dabrowski" seit ihrer Eröffnung im Jahre 1951 Bedeutendes zur Unterstützung der Volkswirtschaft, vor allem in der Geodäsie (Vermessungskunde), im Bergbau, in der Luft- und Seefahrt.

Nach sowjetischen Lizenzen produziert die Volksrepublik Polen u. a. mittlere Panzer vom Typ T-55, Kampfflugzeuge MiG-21 und Su-7. Sie ist Alleinhersteller des Hubschraubers Mi-2 für den Gesamtbedarf aller sozialistischen Bruderarmeen.

Jeden Sonntag 12 Uhr, am Tag der Polnischen Armee (12. Oktober) und an staatlichen Feiertagen beginnt die große Wachvergatterung von Einheiten der Warschauer Garnison vor dem Grabmal des Unbekannten Soldaten.

Der Orden Virtuti Militari ist die höchste Auszeichnung in der Polnischen Armee.

Über 240000 Exponate geben im Warschauer Armeemuseum Aufschluß über die Kämpfe polnischer Patrioten für die Freiheit der Heimat und die Unterstützung anderer Völker. Das Museum wird jährlich von rund einer halben Million Interessenten aus dem In- und Ausland besucht.

Mehr als 130000 Bücher, davon etwa 30 Prozent in fremden Sprachen, stehen den künftigen Seeoffizieren in der wissenschaftlichen Bibliothek der Hochschule der Seekriegsflotte „Helden der Westerplatte" für Studienzwecke zur Verfügung.

Dienstgradabzeichen der Land- und Luftstreitkräfte



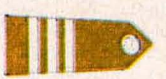
Szeregowiec
Soldat



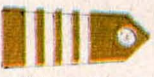
Starszy szeregowiec
Gefreiter



Kapral
Unteroffizier



Starszy kapral
Unterfeldwebel



Plutonowy
Zugunteroffizier



Sierżant
Feldwebel



Starszy sierżant
Oberfeldwebel



Sierżant sztabowy
Stabsfeldwebel



Starszy sierżant sztabowy
Stabsoberfeldwebel



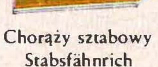
Młodszy chorąży
Unterfähnrich



Chorąży
Fähnrich



Starszy chorąży
Oberfähnrich



Chorąży sztabowy
Stabsfähnrich

Starszy chorąży sztabowy
Stabsoberfähnrich



Podporucznik
Leutnant



Porucznik
Oberleutnant



Kapitan
Hauptmann



Major
Major



Podpułkownik
Oberstleutnant



Pułkownik
Oberst



Generał brygady
Brigadegeneral



Generał dywizji
Divisionsgeneral



Generał broni
Waffengeneral



Generał armii
Armeegeneral



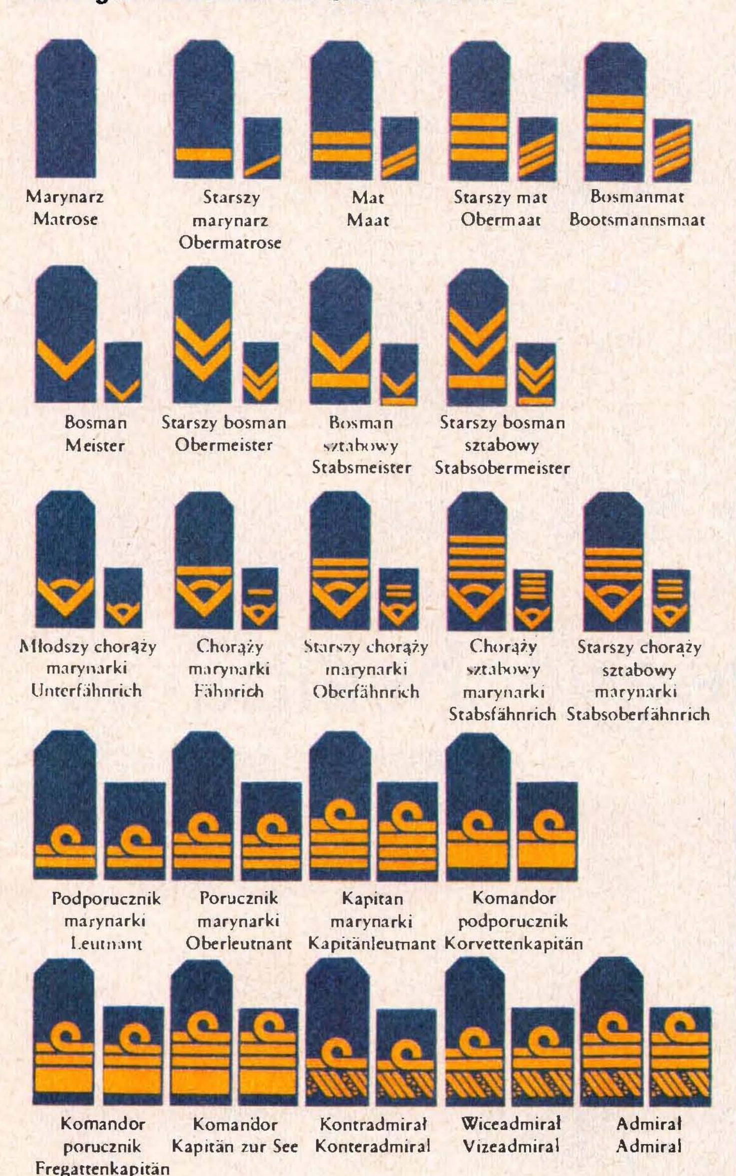
Marszałek Polski
Marschall von Polen



Bestenabzeichen

1939 unterbrach die medizinisch-wissenschaftliche Arbeit des Institutes. 1943 entstand zur Unterstützung der sich in der Sowjetunion formierenden ersten polnischen Fliegereinheiten der „Selbständige Fliegergesundheitsdienst", der sich im November 1944, ebenfalls mit sowjetischer Hilfe, zum „Fliegerhospital Nr. 1763" umwandelte. Seit dem Sieg über den Faschismus wieder in Warschau stationiert, wechselte die Einrichtung mehrere Male Namen und Aufgaben, ehe ihr 1958 die noch heute gültige Bezeichnung WIML gegeben wurde. Auch heute besteht eine Hauptaufgabe des WIML in der speziellen medizinischen Betreuung des fliegenden Personals der polnischen Luftstreitkräfte und der Zivilluftfahrt. Doch hat es sich – auch in den Bruderarmeen – im Laufe der Jahre ebenfalls als Zentrum für Fliegertauglichkeits-

Dienstgradabzeichen der Seestreitkräfte



untersuchungen einen hervorragenden Ruf erworben. Speziell dafür stehen in der umfangreichen technischen Abteilung des Testlabors Unterdruckkammern und viele andere Einrichtungen zur Verfügung, so z. B. die 1963 in Betrieb genommene Zentrifuge. „Schleuder für Beschleunigungsuntersuchungen" wird sie auch genannt. Auf ihr wurden beispielsweise der polnische Kosmonaut Miroslaw Hermaszewski und sein Double getestet. Darüber hinaus hat sich das WIML bereits vielfach in der Konstruktion und Erprobung neuer Luft- und Raumfahrtgeräte auszeichnen können. Ein Katapult-Trainingsgerät, ein neuartiger Druckanzug für Piloten von Überschallflugzeugen und mehrere Geräte für biologische und medizinische Untersuchungen im Weltraum sind Beispiele für die erfolgreiche Arbeit dieses WIML-Bereiches.

Fotos: Syndoman (5), Sobieszczuk (3), Uhlenhut (1), Archiv (4)

PVA-Mosaik

Legia nennt sich der größte polnische Armeesportklub, dessen Sitz sich in Warschau befindet und der zu den Mitbegründern des SKDA (1958) zählt.

Vier Militärakademien und die Hochschule der Seekriegsflotte bilden die führenden Armeekader aus.

Die Eisenbahn- und Straßenbautruppen gehören u. a. zu den Erbauern des Warschauer Zentralbahnhofes sowie der über 230 Kilometer langen Schnellstraße Warschau–Katowice.

Das gelbe Mützenband ist das Erkennungszeichen der Angehörigen der 1. Warschauer mot. Schützendivision „Tadeusz Kościuszko", deren Gründung auf das Jahr 1943 zurückgeht.

Mehr als 6 Millionen Bücher haben die Militärbibliotheken in ihrem Bestand. Die Zahl der ausgeliehenen Bücher wird auf 20 pro Leser im Jahr geschätzt.

Ausgezeichnet für ihre Verdienste im Kampf gegen das faschistische Deutschland wurden 25 Truppenteile der Polnischen Armee mit dem Grunwald-Kreuz, 23 mit dem Orden Virtuti Militari, acht mit dem sowjetischen Rotbannerorden, je sieben mit dem Kutusow- bzw. dem Alexander-Newski-Orden und acht mit dem Orden „Roter Stern".

Das Bestenabzeichen WZOROWY ZOŁNIERZ, „Vorbildlicher Soldat", wird seit 1973 in Bronze, Silber und Gold verliehen. Für Militärkraftfahrer, Offiziersschüler und Kommandeure (bis Bataillonsebene) gibt es spezielle Bestenabzeichen.

Czolowka nennt sich das polnische Armeefilmstudio, dessen Filme sich bei den Armeeangehörigen großer Beliebtheit erfreuen.

Drei Militärbezirke gibt es in der VR Polen: Pomorze, Warszawa und Slask.

Spezialität der Feldküche ist „Grochowka", Erbsensuppe mit Speck.

Traditioneller Gruß der Polnischen Armee sind die zwei gestreckt an die Kopfbedeckung gelegten Finger.

Im Militärverlag der DDR ist die „Geschichte der Polnischen Armee" erschienen. Neben der Chronik der Armee enthält dieses Buch Angaben über Uniformen, Dienstgradabzeichen und Persönlichkeiten der Polnischen Armee.

Dar Młodzieży, „Geschenk der Jugend", wird der Nachfolger des bisherigen polnischen Segelschulschiffes heißen, dessen Bau völlig aus Spenden der Jugend finanziert werden soll. Einige technische Daten: Länge über 100 m, Breite: 14 m, Tauchtiefe: 5,5 m, Segelfläche: 2800 m², Wasserverdrängung: etwa 2900 ts.



Zugführer

„Die Streife hat gesagt, hick,
ich soll mich bei meinem
Zugführer,
hick, melden . . .!"

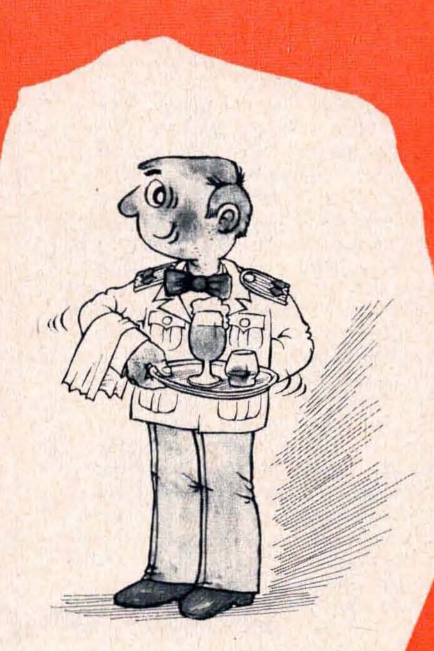
Unverwechselbares

mit eindeutiger Zweideutigkeit
gezeichnet von
Helmut Lorenz



Eiserne Ration

„Was denn,
noch nichts von
eiserner Ration
gehört . . . ?!"



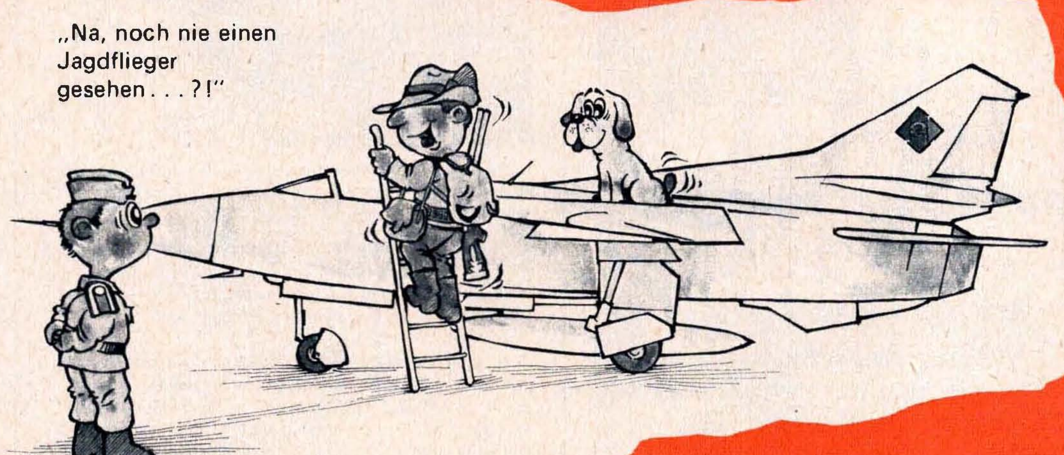
Ober*leutnant*



Zapfenstreich

Jagdflieger

„Na, noch nie einen Jagdflieger gesehen . . . ?!"



OLYMPIA UND DIE GELB-ROTEN

Ein Rückblick auf Anteil und Erfolge der Armeesportvereinigung Vorwärts bei den Olympischen Sommerspielen von Melbourne bis Montreal
von Klaus Weidt



Der erste Punkt

Wer erinnert sich schon, daß der erste NVA-Sportler, der bei Olympischen Sommerspielen startete, ein Gewichtheber war?
Am 23. November 1956 brachte Georg Miske in der Melbourner Messehalle im Drücken 100 kg, im Reißen 95 kg und im Stoßen 125 kg zur Hochstrecke. Mit diesen insgesamt 320 kg stellte der Federgewichtler einen neuen DDR-Rekord im damals noch üblichen Dreikampf auf. Spartakiadesieger von heute werden jene Last vielleicht belächeln, stoßen sie doch bereits Miskes 125 kg und mehr. Für den Leipziger Schwerathleten aber bedeutete sein Resultat den sechsten Platz unter den weltbesten Hebern dieser gutbesetzten Gewichtsklasse. Der 28jährige Oberfeldwebel der jungen Nationalen Volksarmee hatte auf sich aufmerksam gemacht.
Einer, der sich gut daran erinnern kann, ist sein Bruder Erwin: „Viele verwechseln mich mit Georg und fragen mich deshalb oft, wie es denn damals in Australien so gewesen sei." Eine Frage, die er kaum beantworten kann, denn Erwin und seine Freunde hatten daheim am Radio gesessen und alle Erfolge der DDR-Athleten, die ihren Einstand bei Olympischen Sommerspielen gaben, gefeiert. Und die Freude über Georgs sechsten Platz war groß, brachte er doch den absolut ersten olympischen Nationenpunkt für die DDR.
Beeindruckt vom brüderlichen Olympiadebüt, be-



Glückwunsch des Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, für den ASK-Athleten Georg Miske zum ersten olympischen Nationenpunkt

schloß der damals 16jährige Erwin Miske, es selbst im Kampf mit dem Eisen zu versuchen. „Leider bin ich nie so gut wie Georg geworden", meint der heutige Trainer der starken Männer vom ASK Frankfurt (Oder).
Drei ASK-Olympioniken zählten in Melbourne zum DDR-Aufgebot. Neben Georg Miske hatten auch zwei Leichtathleten die weite Reise angetreten. Lothar Beckert schlug sich im Marathon achtbar und wurde Neunzehnter. Fritz Janke mußte als Sechster im dritten Vorlauf über 5000 m ausscheiden.



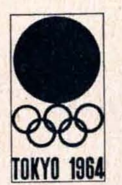
Medaillen-Einstand

Wer sich an die Spiele von Rom erinnert, denkt zuerst an Hans Grodotzki. Schon vorher hatte der Kalibergmann aus Menterode, trainiert von Kurt Eins, auf den Langstrecken Achtungszeichen gesetzt. Aber mit zwei Silbermedaillen des Oberfeldwebels im römischen Stadio Olimpico hatten selbst die kühnsten Optimisten nicht gerechnet.
Gemeinsam mit seinem Klubkameraden Fritz Janke bestimmte Hans Grodotzki lange Zeit das Tempo auf dem 5000-m-Kurs. Nur der Neuseeländer Halberg konnte sie schließlich überholen. Im Duell mit dem polnischen Armeeläufer Zimny unterlag Janke dann äußerst knapp und mußte mit dem vierten Rang vorliebnehmen. Grodotzki aber wurde Zweiter. Das war am 2. September 1960 nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr. Als der Medaillengewinner gefeiert wurde, verwies Hans auf die Schrittmacherleistung seines Genossen Fritz. Ohne sie wäre er kaum zu Silber gekommen.
Sechs Tage später, über 10000 m, mußte sich der Oberfeldwebel, heute Major und wissenschaftlicher Mitarbeiter beim ASK Potsdam, nur dem großartigen Langstreckler Bolotnikow beugen. Der sowjetische Athlet hatte sich ausschließlich auf diese Distanz vorbereitet, und er gewann Gold vor dem ASK-Läufer.
Das heimatliche Menterode überschüttete seinen zweifach mit Olympiasilber geschmückten Hans Grodotzki mit Blumen. Und jenes Mühlhausener Regiment, in dem er als Soldat seine militärische Grundausbildung erhalten hatte, formierte sich zu einem Ehrenspalier.
Seine Medaillen waren nicht die ersten der ASV bei Sommerspielen, wie irrtümlicherweise oft angenommen oder gar geschrieben wurde. Diesen Ruhm konnte in Italien ein Matrose der Volksmarine beanspruchen. Am 28. August 1960 ge-



Den Autogrammjägern verpflichtet: Hans Grodotzki, zweifacher Silbermedaillengewinner von Rom

wann Lothar Metz, der Mittelgewichtler im klassischen Ringen, unweit des Forum Romanum ebenfalls Silber. Er verlor in der glühenden Sonne – die Wettbewerbe wurden unter freiem Himmel ausgetragen – nicht einen Kampf. Zwei, darunter Lothars letzter, waren unentschieden ausgegangen. Augenzeugen wußten zu berichten, daß der Rostocker bei gerechteren Mattenrichtern sogar die für einen Olympiasieg nötigen Punkte gesammelt hätte.



Vier Jahre später Gold

Für Lothar Metz sollte Rom erst der Anfang einer bemerkenswerten olympischen Laufbahn sein. Vier Jahre später nämlich packte er wiederum die Koffer, diesmal zur Reise in den Fernen Osten. Mit einer Bronzemedaille kehrte er aus Tokio zurück. Dort errang auch zum ersten Mal ein Armeesportler unseres Landes olympisches Gold. Jürgen Eschert, ein gebürtiger Magdeburger. Er war der einzige DDR-Rennkanute, der sich in dieser Sportart für die Sommerspiele von 1964 durchsetzen konnte. Bekanntlich mußten bis zu diesem Jahr noch Ausscheidungswettkämpfe mit den BRD-Athleten für eine nur dem Namen nach „gemeinsame" Olympiamannschaft bestritten werden. Mißgünstiges, mit der olympischen Idee unvereinbares Vormachtstreben der BRD-Sportführung hatte jene regelrechten Nervenschlachten für die Aktiven heraufbeschworen. Nicht alle Olympiaanwärter konnten sie verkraften. Unseren Kanuten, darunter Weltmeister, schwamm bei diesen Ausscheidungen Fahrkarte um Fahrkarte davon. Eschert aber schaffte den Sprung in die Mannschaft und nutzte seine Chance konsequent auf dem Sagamisee bei Tokio im Einerkanadier. „Keinen geringen Anteil



Mit Platz 7 in der Weltbestenliste der 400-m-Freistilschwimmer zu 3mal Silber in Tokio: Frank Wiegand

hatte Samotin aus der UdSSR-Mannschaft", erinnerte sich Jürgen. „Uneigennützig gab er mir taktische Tips und half mir, Fehler zu korrigieren."
Nach dem zweifachen Silbererfolg Grodotzkis in Rom stellte sich ein dreifacher für den Vorwärts-Sport in Tokio ein: Frank Wiegand, der Matrose aus dem erzgebirgischen Annaberg, kraulte sich in die Weltelite hinein, holte dort Silber über 400 m sowie in den beiden Freistilstaffeln über 4 × 100 m und 4 × 200 m.

Aus der Statistik der Olympischen Sommerspiele von 1956 bis 1976

MEDAILLEN FÜR DDR-SPORTLER UND DER ANTEIL DER ASV-ATHLETEN

	Teilnehmer		Gold		Silber		Bronze	
	ges.	ASV	ges.	ASV	ges.	ASV	ges.	ASV
Melbourne 1956	36	3	1	–	4	–	2	–
Rom 1960	120	23	3	–	9	3	7	1
Tokio 1964	167	35	3	1	11	4	5	5
Mexiko-Stadt 1968	228	52	9	3	9	1	7	1
München 1972	286	55	20	3	23	4	23	4
Montreal 1976	303	28	40	5	25	1	25	7

DIE MEDAILLENGEWINNER DER ASV VORWÄRTS:

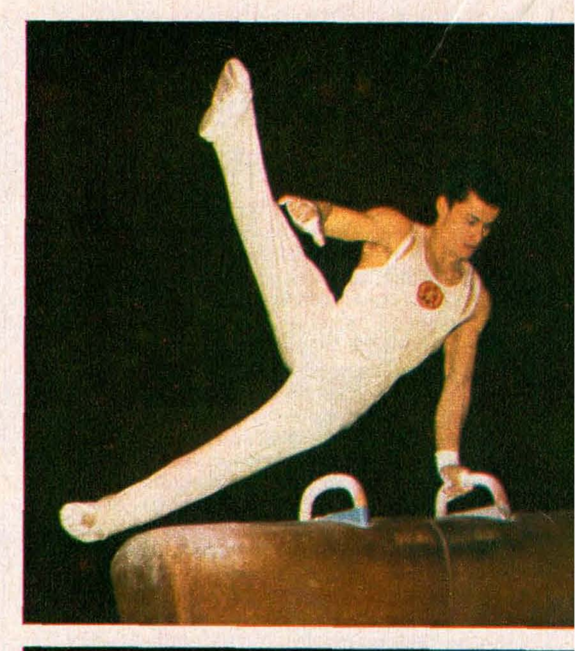
1960 – Silber: Lothar Metz (Ringen), Hans Grodotzki (5000 m, 10000 m); Bronze: Günter Siegmund (Boxen)

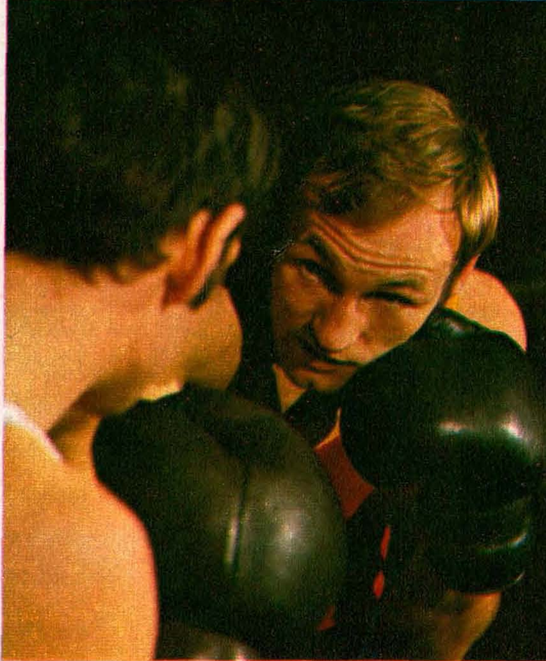
1964 – Gold: Jürgen Eschert (Rennkanu); Silber: Frank Wiegand (400 m Freistil, 4 × 100-m- und 4 × 200-m-Freistilstaffel), Egon Henninger (Lagenstaffel); Bronze: Lothar Metz (Ringen), Karl-Heinz Fuhrmann (Military), Peter Weber (Turnen, Mannschaft), Heinz Schulz (Boxen), Otto Fräßdorf, Jürgen Nöldner, Gerhard Körner, Gerhard Unger (Fußball)

1968 – Gold: Lothar Metz, Rudolf Vesper (Ringen), Manfred Wolke (Boxen); Silber: Frank Wiegand, Egon Henninger (Staffel); Bronze: Peter Weber, Gerhard Dietrich, Günter Beier (Turnen, Mannschaft)

1972 – Gold: Siegbert Horn (K I Slalom), Walter Hofmann/Rolf-Dieter Amend (K II Slalom), Peter Frenkel (20-km-Gehen); Silber: Petra Grabowski (Rennkanu K II), Jörg Drehmel (Dreisprung), Heinz-Helmut Wehling (Ringen), Klaus Katzur (Staffel); Bronze: Harald Gimpel (K I Slalom), Michael Buchheim (Skeet), Burglinde Pollak (Fünfkampf), Wolfgang Klotz, Reinhard Rychly (Turnen, Mannschaft)

1976 – Gold: Evelyn Schlaak (Diskus), Udo Beyer (Kugel), Ellen Streidt (4 × 400-m-Staffel), Uwe Potteck (Freie Pistole), Werner Klatt, Hans-Joachim Lück, Ulrich Karnatz, Karl-Heinz Prudöhl, Karl-Heinz Danielowski (Achter); Silber: Klaus-Dieter Kurrat (4 × 400-m-Staffel); Bronze: Ellen Streidt (400 m), Gabriele Hinzmann (Diskus), Burglinde Pollak (Fünfkampf), Joachim Dreifke (Ruder-Einer), Peter Frenkel (20-km-Gehen), Heinz-Helmut Wehling (Ringen), Bernd Jäger, Wolfgang Klotz (Turnen, Mannschaft)





(Bild oben) Stütze der DDR-Auswahl der Turner bei den Olympischen Spielen von 1968: Peter Weber

(Bild unten) Mit seinem Finalsieg in Mexiko-Stadt der zweite Box-Olympiasieger der DDR: Manfred Wolke









(Bild oben) Eine der neun DDR-Olympiasiegerinnen von Montreal: Evelyn Schlaak-Jahl, Meisterin der Diskusscheibe

(Bild unten) Olympisches Gold 1976 und Weltrekord zugleich mit der Freien Pistole auf dem Schießstand von l'Acadie für Uwe Potteck

(Bild oben) Mit einem tollkühnen zweiten Lauf auf dem Augsburger Kunstkanal 1972 Gold für Siegbert Horn im Kajak-Einer

(Bild unten) Nach Gold in München nun Abschluß mit Bronze in Montreal für Peter Frenkel, den 20-km-Geher



Dank durch Leistung

Die mexikanischen waren für die DDR-Sportler denkwürdige Spiele. Nach jahrelangem Tauziehen hatte das Internationale Olympische Komitee (IOC) mit 44 gegen 4 Stimmen die Realität anerkannt, und erstmals zog eine selbständige Mannschaft des sozialistischen deutschen Staates in die olympische Arena ein. Sie dankte dafür mit einer großartigen Leistung: Mit dem Gewinn von 25 Medaillen und dem dritten Rang in der Nationenwertung.
Drei Olympiasieger kamen aus den Reihen der Vorwärts-Athleten. Der Weltergewichtsboxer Manfred Wolke bezwang die namhafte Konkurrenz im Ring mit kluger Taktik und unbändigem Kampfgeist. Eigenschaften, auf die der jetzige Trainer der Frankfurter Faustkämpfer seine Schützlinge immer wieder aufmerksam macht.
Die beiden anderen waren Rudolf Vesper, der Vize-Weltmeister im Weltergewicht des klassischen Ringkampfes, und Lothar Metz, der seine gewiß nicht alltägliche Olympiakarriere nun mit Gold krönen konnte. Dreimal hatte er an den Spielen teilgenommen und ebensooft eine Medaille erkämpft! Das gelang bisher nur wenigen Sportlern in der Welt. Um so mehr verwundert es, daß Lothar Metz – als Trainer schult er heute den Rostocker Ringernachwuchs – nie „Armeesportler des Jahres" werden konnte. Dabei müßte sein Name die Ehrentafel der ASV-Olympioniken anführen.



Feierte in Mexiko-Stadt den Triumph seines Lebens: Lothar Metz

In Mexiko-Stadt beendeten auch die Schwimmer Frank Wiegand (nunmehr Cheftrainer beim ASK Potsdam) und Egon Henninger (Offizier für Militärische Körperertüchtigung) mit olympischem Silber ihre aktive Laufbahn.
Zur Bronzemedaille der DDR-Turnerriege mit den ASK-Aktiven Peter Weber, Gerhard Dietrich und Günter Beier hätten sich beinahe drei weitere gesellt. Sie wurden nur knapp verfehlt. Dieter Hoffmann stieß die Kugel nur 9 Zentimeter zu kurz, und Hartmut Losch hätte seinen Diskus 80 Zentimeter weiter werfen müssen. Hart traf es den Schnellfeuerschützen Christian Dühring: ringgleich mußte er ins unvermeidliche Stechen und – kam so auf den „undankbaren" vierten Platz.





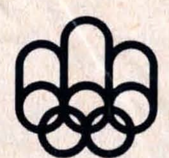
Mit Können und Ehrgeiz

Hans-Joachim Pathus hatte es als Geher nie zu olympischem Lorbeer bringen können. Um so mehr setzte er Können und Ehrgeiz als Trainer ein, um seinen Potsdamer Klubkameraden Peter Frenkel auf das olympische Siegerpodest zu führen. Peter hatte bereits in Mexiko mit seinem zehnten Rang angedeutet, was in ihm steckt.
In ausgezeichneter athletischer Verfassung und mit einer klug ausgetüftelten taktischen Marschroute im Kopf kam er erst einen Tag vor dem Wettkampf in München an. Dann aber bestritt der damals Dreiunddreißigjährige ein 20-km-Gehen, von dem man noch lange sprach. Nur der zweifache Olympiasieger Golubnitschi aus der UdSSR hielt da mit, schob sich zwischen Frenkel und Reimann auf Platz 2. Gold und Bronze gingen an die DDR.
Gold gewannen auch die ASK-Slalomkanuten. Auf dem Augsburger Kunstkanal setzten sich die Kanadierfahrer Siegmund Horn (KI) und das Duo Walter Hofmann/Rolf-Dieter Amend klar an die Spitze. Dabei hatten die Gastgeber auf diesem nach ihren Vorstellungen erbauten Kurs unvergleichlich mehr Trainingsfahrten in den Armen als die Gäste. Das insgesamt erfolgreiche Abschneiden unserer Wildwassersportler bei diesen Wettkämpfen – sie sollten laut IOC-Beschluß die letzten Slalomfahrten bei Olympia sein – war der glanzvolle Höhepunkt einer langjährigen Kanutradition in der ASV Vorwärts. Sie war dereinst von den Schuberts, Kleinerts und Setzkorns begründet worden.
Von einem Pechvogel der Münchener Tage soll noch die Rede sein.
Joachim Kirst, als Zehnkampf-Europameister ein „König der Leichtathleten", hatte berechtigte Aussichten auf einen der vordersten Plätze. Nach dem



Bronze im Fünfkampf für Burglinde Pollack, die „Eiserne"

ersten Tag lag er auch in Führung. Da bescherte ihm gleich der Hürden-Auftakt des zweiten das „Aus". Wie war es dazu gekommen? Am Start bemängelte ein Bahnrichter Kirsts Schuhe, es kam zu einer Debatte und längeren Unterbrechung. Als man ihn endlich starten ließ, war Joachim nicht nur nervös, sondern auch kalt geworden. Ein Muskelfaserriß war die Folge. Als die BRD-Kampfrichter den Potsdamer später „rehabilitierten", lag er bereits im Krankenhaus.

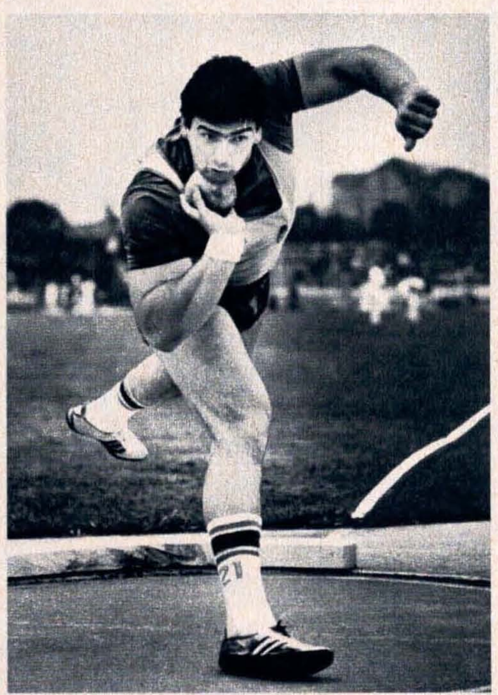


Überraschungen auf der Visitenkarte

Die Spiele der XXI. Olympiade von Montreal sind in die DDR-Sportgeschichte als die bisher erfolgreichsten eingegangen: 90 Medaillen, darunter 40 goldene; 638 Nationenpunkte und hinter der Sowjetunion der zweite Platz in der inoffiziellen Länderwertung – eine glänzende Visitenkarte für unsere Republik. Die Sportler in Gelb-Rot, den Farben der ASV Vorwärts, trugen das Ihrige dazu bei. Beispielsweise die neun Armeesportler, deren Leistungen Gold einbrachten.
Einige sorgten dabei für richtige Überraschungen. So der junge Udo Beyer: Gerade Junioren-Europameister geworden, hatte er im letzten Augenblick noch die Flugkarte nach Montreal erworben. Unbeeindruckt von gewichtigen Namen US-amerikanischer und sowjetischer Herkulesse schritt er in den Kugelstoßring und verblüffte seine Konkurrenten mit der Weite von 21,05 m. Jewgeni Mironow kam auf „nur" 21,03 m.
Groß war der Jubel über diesen Olympiasieg, am größten sicher im Gubener Einfamilienhäuschen der Familie Beyer, wo pausenlos Gratulanten und Telegrammboten empfangen werden mußten.
Evelyn Schlaak, heute unter dem Namen Jahl noch bekannter geworden, siegte souverän im Diskuswurf mit 69 m. Auch sie gehörte zu jenen jungen Potsdamern, die sich zuvor bei den Junioren-Titelkämpfen des europäischen Kontinents bewährt hatten.
Ellen Streidt lief in der 400-m-Goldstaffel, und fünf Rostocker Ruderer saßen im DDR-Achter, der zuerst im Ziel abgeläutet wurde.
Einer Sensation aber glich die erste Montrealer Goldmedaille für die DDR. Ein bis dahin fast Unbekannter kam, schoß und siegte. Der Offiziersschüler Uwe Potteck wurde auf den Ständen von l'Acadie, fünfzig Kilometer vor den Toren der kanadischen Hauptstadt, Olympiasieger mit der Freien Pistole. Ein Jahr davor hatte Uwe erstmals aufhorchen lassen, als er beim traditionellen VA-Pokalschießen den Preis der Wochenzeitung „Volksarmee" gewann. ASK-Trainer Gerd Schreiber verband sich mit Uwes Stralsunder Übungsleiter Fregattenkapitän Boldt, und beide entwickelten das junge Schießsporttalent in erstaunlichem Tempo. Potteck gewann einige Qualifikationswettkämpfe und flog mit nach Kanada.
Drei Bronzemedaillengewinner sollen noch in Erinnerung gerufen werden: Peter Frenkel, der sich über Platz 3 nicht weniger freute als über seine Münchener Goldmedaille. Heinz-Helmut Wehling, der 1972 Silber errungen hatte und auch in Montreal wieder an die „klassischen" Ringertraditionen anknüpfte. Und vor allem Burglinde Pollak, die von vielen „die Eiserne" genannt wurde. Dritter Platz bereits in München, nun Aussicht auf Gold. Drei Punkte fehlten „Polli" am Ende dazu, ganze drei Punkte! Was sind die schon bei einem Quintett leichtathletischer Disziplinen?

Nun ruft Moskau

Die Jugend der Welt hat sich, ungeachtet sport- und friedensfeindlicher Machenschaften reaktionärer Kreise, auf die Spiele der XXII. Olympiade intensiv vorbereitet. Und sie ist „von dem Wunsche beseelt, an ihnen teilzunehmen in ritterlichem Geist, zum Ruhme des Sports und zur Ehre unserer Mannschaften", wie es im Olympischen Eid heißt.
Zur Mannschaft unserer Republik gehören wieder viele Armeesportler. Udo Beyer und Evelyn Jahl möchten sogar ihren Montrealer Triumph wiederholen. Ein Vorhaben, das ihnen im Hinblick auf die gewachsene internationale Leistungsdichte das



Will auch in Moskau wieder ganz vorn sein: Udo Beyer, der Kugelstoß-Olympiasieger von Montreal 1976

letzte an Kampfgeist und athletischem Können abverlangen wird. Leutnant Uwe Potteck wird alles daransetzen, beim Auftakt des Olympischen Wettbewerbs keine Fahrkarte zu schießen. Schon eine einzige Acht wäre ärgerlich.
Auch ein Miske möchte wieder dabeisein. Dann nämlich, wenn Erwins Frankfurter Schwerathleten die Heberbühne von Moskau-Ismailowo betreten sollten . . .

Fotos: Werner Schulze (6), Klaus Schlage (1), Klaus Weidt (1), Karl-Heinz Friedrich (1), Klaus Geißler (1), Manfred Uhlenhut (1), ZB (1), Archiv (1)




ar

Gesenkten Hauptes zur



AR-Reporter Manfred Uhlenhut war im Standesamt Berlin-Mitte und fotografierte rund um die Trauung. AR wünscht Bärbel und Henryk Foltys viel Glück und „Größe" auf dem weiteren gemeinsamen Lebensweg.

Hochzeit

Werte Genossen der AR!

Ich möchte mich recht herzlich bedanken, daß Sie meine Anschrift veröffentlicht haben. Ich hätte nie geglaubt, daß mir so viele Mädchen schreiben würden. Mit Ihrer Hilfe habe ich meine Bärbel kennengelernt; am Sonnabend um 9.15 Uhr werden wir uns im Standesamt Berlin-Mitte das Ja-Wort geben. Nachwuchs hat sich auch schon angemeldet. Sie





sehen also, es steht alles zum besten. Ich bin nun schon fast zwei Jahre bei den Grenztruppen und habe viel erlebt. Ich habe es nicht bereut, daß ich Berufsunteroffizier geworden bin. Nach meinem letzten Brief bin ich noch um zwei Zentimeter gewachsen und messe jetzt 2,12 m. Die AR lese ich nach wie vor mit großem Interesse. Meine Frau und ich können da nur sagen: Macht weiter so, Genossen! Und bringt noch vielen Menschen in unserem Lande das Glück ins Haus.

Ihr

Unteroffizier Henryk Foltys

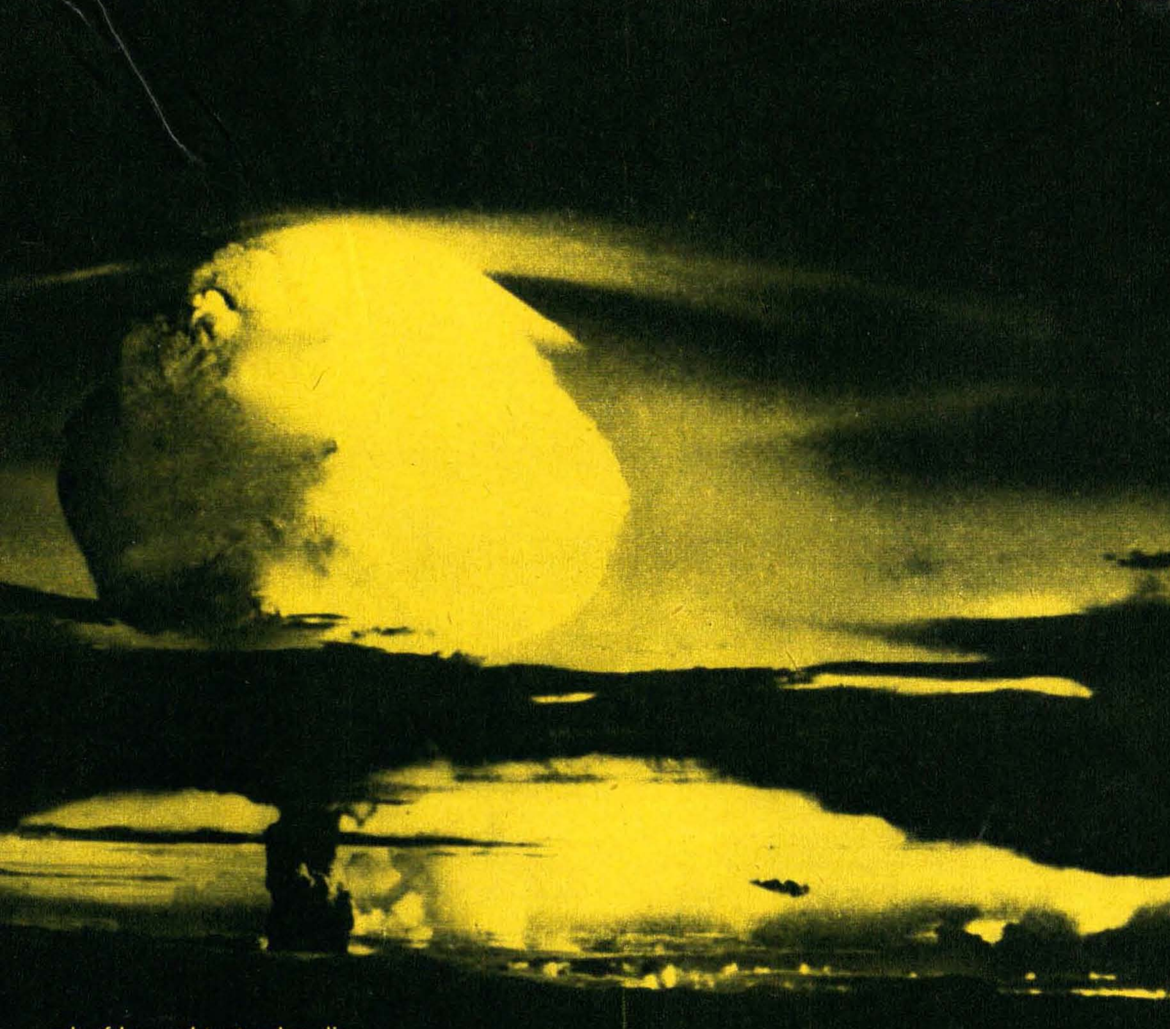




Paradies Südsee. Üppig wuchernde tropische Natur, Trauminseln. Doch was scheren sich US-amerikanische Krieger und Kriegsgewinnler um menschliche Paradiese? Viele Inseln Mikronesiens sind von ihrer tödlichen Handschrift gezeichnet: zerstört, auf Jahrzehnte radioaktiv verseucht, von Militärbasen verunstaltet.

Ein verlorenes Paradies?

An einem Julitag des Jahres 1945 steuerte der US-amerikanische schwere Kreuzer „Indianapolis" die Küsten von Tinian an. Die Matrosen erlebten einen Südseetraum: Vor ihnen das Eiland mit einem hellen, von Palmen gesäumten Strand, umspült von den Wellen des türkisfarbenen Meeres. Doch der friedliche äußere Schein trog. Die winzige Insel der Marianengruppe war zu diesem Zeitpunkt bereits zum größten Flugzeugstützpunkt ausgebaut worden. Von sechs Betonpisten, jeweils drei Kilometer lang, starteten viermotorige „Superfestungen" vom Typ B-29 zu Hunderten gegen Japan. Etwas abseits und besonders



scharf bewacht, standen die Maschinen der 509. Bombergruppe. Ein Laie konnte sie nicht von den anderen B-29 unterscheiden, doch waren sie für einen Spezialeinsatz umgebaut worden. Nur wenige Menschen wußten, daß die Ankunft der „Indianapolis" mit diesem Einsatz zusammenhing. Unter strengen Sicherheitsvorkehrungen wurden zwei Kisten von Bord des Kreuzers in die Lagerhalle transportiert: Atombomben! Kapitän William S. Pearson, verantwortlich für die Vorbereitungen auf den geheimen Einsatz, beobachtete aufmerksam, wie andere „Superfestungen", mit Luftminen und Brandbomben vollgestopft, gegen Japan starteten. Nicht allen Maschinen gelang es, von der Piste abzuheben. Pearson war vor einiger Zeit Augenzeuge, wie vier Bomber hintereinander am Ende der Startbahn explodierten. Eingedenk dieses Vorfalls ging er nun zu seinem Befehlshaber, General Farrell, und sagte: „Wenn wir morgen am Ende der Rollbahn Bruch machen, kann die Bombe explodieren. Dann fliegt ganz Tinian in die Luft." General Farrell erwiderte: „Beten wir, daß das nicht geschieht!" Es wurde tatsächlich gebetet. Nachdem der nukleare Koloß – er wog 4150 Kilogramm, hatte einen Durchmesser von 60 Zentimetern und war 2,10 Meter lang – in den Bombenschacht gehängt worden war und Kommandant Tibbets das Flugzeug auf „Enola Gay", den Namen seiner Mutter, getauft hatte, kam ein amerikanischer Feldgeistlicher und sprach ein Gebet, erflehte den Beistand Gottes für die Besatzung, die die erste Atombombe werfen sollte: „Mögen die Männer, die in dieser Nacht den Flug unternehmen, sicher in Deiner Hut sein, und mögen sie unversehrt zu uns zurückkehren . . ."

Am 6. August um 9.15 Uhr zuckte der Atomblitz über Hiroshima und löschte das Leben von 80000 Menschen aus, gab über 200000 Überlebende dem Siechtum und schließlich dem Tod preis. Eine militärisch sinnlose Tat,



denn die Niederlage des angeschlagenen ostasiatischen Kaiserreiches stand ohnehin kurz bevor. Getreu ihrer Bündnispflicht und entsprechend einer alliierten Vereinbarung trat die Sowjetunion am 9. April 1945 in den Krieg gegen das imperialistische Japan ein. In wenigen Wochen wurde die millionenstarke Kwantung-Armee zerschlagen. Der Abwurf der Atombombe war also bedeutungslos für den Kriegsausgang, lediglich ein schändlicher Versuch des amerikanischen Imperialismus, seine militärische Stärke zu demonstrieren – vor allem der Sowjetunion.
Am Ende der Rollbahn, von der einst die „Enola Gay" startete, befindet sich heute eine in weißen Stein eingelassene Bronzetafel mit der Inschrift: „An dieser Stelle wurde die erste jemals im Gefecht verwendete Atombombe von einem B-29-Flugzeug an Bord genommen und am 6. August 1945 über Hiroshima, Japan, abgeworfen." Ein amerikanischer Reporter bezeichnete diesen Gedenkstein als den wohl traurigsten der Welt.

Für 18 Millionen Goldmark

Am 6. März 1521 erreichte der portugiesische Seefahrer Fernão de Magalhães die Marianen, eine Inselgruppe in Mikronesien („Kleininselwelt"). Zu dem Inselreich, das heute als „Trust Territory of the Pacific Islands" (Treuhandgebiet der Pazifischen Inseln) von den USA verwaltet wird, zählen die Marianen, die Karolinen und die Marshall-Inseln, insgesamt 2141 Eilande. Sie liegen über ein Gebiet im Stillen Ozean verstreut, das fast dem Territorium der Vereinigten Staaten entspricht. Doch die Gesamtfläche der Inseln ist noch geringer als Rhode Island, der kleinste USA-Staat. (Geographisch gehören zu Mikronesien auch die unabhängigen Inselstaaten Nauru, Tuvalu und Kiribati.)
Mikronesien kam nach seiner Entdeckung in spanischen Besitz. Da es jedoch weder Gold noch Silber auf den Inseln zu holen gab, kümmerten sich die Eroberer wenig um diese Kolonie. Nach dem spanisch-amerikanischen Krieg von 1898 eigneten sich die USA mit Guam die größte Marianen-Insel an. Das übrige Mikronesien erstand das Deutsche Kaiserreich im Jahr 1899 von Madrid. Für 18 Millionen Goldmark. Preußische Kolonialbeamte begannen sich um die Mikronesier zu „kümmern". Viele der Einwohner, die bis dahin Kokospalmen, Brotfruchtbäume und Taro angebaut sowie Fischfang betrieben hatten, wurden zum Straßenbau gezwungen. Sie empörten sich darüber, setzten sich zur Wehr. Auf der Karolineninsel Ponape kamen dabei einige Kolonialbeamte ums Leben. Kaiser Wilhelm II. entsandte daraufhin sein Ostasiengeschwader zu einer Strafexpedition. Im Januar 1911 beschossen die Kreuzer „Emden" und „Nürnberg" die Insel, Truppen landeten. In einem mehrwöchigen Feldzug schlugen sie den Aufstand nieder: 642 Gefangene wurden auf eine Nachbarinsel deportiert, fünfzehn Führer der Rebellen erschossen.
Doch noch ehe deutsche Plantagen- und Minenbesitzer mit der Ausbeutung der Inselwelt so recht beginnen konnten, war ihr koloniales Gastspiel beendet: Deutschland verlor im ersten Weltkrieg Mikronesien. Der Völkerbund übertrug die Inseln Japan als Mandatsgebiet. Im zweiten Weltkrieg benutzte Japan die Inseln, die inzwischen zu „unsinkbaren Flugzeugträgern" ausgebaut worden waren, als Sprungbrett für die Eroberung der Philippinen, Indonesiens und Neu-Guineas.
Der Krieg kam nach Mikronesien zurück, das hart umkämpft war. Allein auf Saipan (Marianen) ließen mehr als 20000 Japaner und 6000 amerikanische Marineinfanteristen ihr Leben. Die Zivilbevölkerung wurde ebenfalls schwer betroffen. Die Küsten der Hauptinseln waren von rostenden Schiffs-, Flugzeug- und Panzerwracks übersät, von so vielen, daß später dieser Schrott jahrelang zum wichtigsten Exportgut der Inseln werden konnte.

Die letzte Palme auf dem einst paradiesisch schönen Südsee-Atoll Eniwetok. Hier wird der radioaktiv verseuchte Erdboden abgetragen – ein Unternehmen, dessen Erfolg fraglich bleibt.

Kokosnuß-Krabben, bis zu den USA-Kernwaffentests wichtiges Nahrungsmittel der Inselbewohner, werden heute gemieden wie die Pest. Sie schleppen den unsichtbaren Tod mit sich: Strontium 90 zerstört das menschliche Knochenmark.



Bikinis Schicksal

„Der endlose Ozean. Ungezählte Korallen-Fleckchen, die wir Inseln nennen. Kokospalmen nicken graziös dem Meer zu. Wellen zersplittern an Riffen. Und blaue Lagunen – ihre Schönheit liegt jenseits der Sprache." So schwärmte der amerikanische Schriftsteller James Michener über Mikronesien.
Es ist das zweifelhafte Verdienst von Mister Micheners Landsleuten, daß diese Inselwelt nach dem zweiten Weltkrieg mehr und mehr ihren einstigen paradiesischen Charakter verlor. Im Jahr 1947 übernahmen die USA offiziell die Treuhandschaft der UNO über Mikronesien. Washington betrachtete von Anfang an das Mandat nicht als Auftrag, Mikronesien auf die Unabhängigkeit vorzubereiten, wie es die Charta der Vereinten Nationen verlangte. Es fing sogleich an, die Inselketten in seinen Stützpunktgürtel zwischen Alaska und Australien einzubeziehen. Die führenden amerikanischen Politiker und Militärs sahen eine günstige Gelegenheit, die Küsten der USA praktisch um 10000 Kilometer in die Nähe des asiatischen Kontinents zu verschieben.
Zu den ersten Taten der Amerikaner gehörte die Vertreibung der Bewohner von den Atollen Bikini und Eniwetok sowie

einigen anderen benachbarten Inseln: Diese Eilande wurden zu einem Testgelände für Kernwaffen. Von 1946 bis 1958 fanden auf Bikini 23 Kernwaffenversuche statt, hier wurde auch die erste amerikanische Wasserstoffbombe abgeworfen.
Am 1. März 1954 wurden die Bewohner von Rongelap, das etwa 160 Kilometer von Bikini entfernt liegt, unfreiwillige Zeugen eines gewaltigen Kernwaffentests: Ein gleißender Feuerball von mehreren Kilometern Durchmesser, der riesige Massen von Wasser und Erde in die Stratosphäre schleuderte. Die Explosionswolke zog auch über Rongelap hinweg. Bald zeigten sich bei den Insulanern krebsartige Wucherungen an der Schilddrüse. Etwa die Hälfte aller Schwangerschaften endete nach diesem Test mit Miß-, Fehl- und Totgeburten. Die Menschen wurden von den gleichen Leiden betroffen, die auch den radioaktiv verseuchten Überlebenden von Hiroshima und Nagasaki das Leben zur Hölle machten.
Ende der sechziger Jahre erlaubte die amerikanische Atomenergie-Behörde den ausgesiedelten Insulanern die Rückkehr nach Bikini. Sie versicherte, daß nunmehr keine Gefahr mehr bestehe. Die Lebensbedingungen seien die gleichen wie vor den Tests. Das erwies sich als Trugschluß. Denn schon bald stellten Wissenschaftler fest, daß das Grundwasser, der Boden und folglich auch die gesamte neu angepflanzte Flora noch immer verseucht waren. Der beim Hausbau verwendete Sand strahlte ebenfalls starke Radioaktivität aus. Sechs Monate später mußten die Inselbewohner wieder ihre Heimat verlassen. – Möglicherweise wird Bikini noch einhundert Jahre verseucht sein.

Raketensilos und Radarschirme

Auf der Marianen-Insel Tinian, die als Startplatz für die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki traurige Berühmtheit erlangte, entsteht heute mit großem Aufwand ein Luftwaffen-Marine-Komplex. Ab 1982 sollen hier strategische Bomber, Kriegsschiffe der 7. US-Flotte und 2600 Soldaten stationiert werden. Dann wird kein Platz mehr sein für die etwa 1000 Bewohner von Tinian. Dabei ist, wie der einheimische Landwirtschaftsexperte Ben Manglona feststellte, „Tinian die fruchtbarste der mikronesischen Inseln und könnte die ganze Region landwirtschaftlich versorgen. Aber unsere gerade aufgebaute Obst-, Rinder- und Milchwirtschaft wird kaputtgehen, sobald die Amerikaner ihre geplanten Militäreinrichtungen auf den dafür vorgesehenen zwei Dritteln Landfläche aufbauen."
Die Menschen auf Tinian werden ein ähnliches Schicksal erleiden wie die von Kwajalein. Dort wurden ebenfalls die Bewohner deportiert, bevor die Insel der Marshall-Gruppe mit Betonbunkern, Treibstoffbehältern, Radarschirmen, Antennen und Raketensilos überzogen wurde.
Gegenwärtig bestehen 90 Prozent aller Einfuhrgüter in Mikronesien aus Lebensmitteln, obwohl es so reich von der Natur gesegnet ist, daß es sich selbst versorgen könnte. So kommt es, daß die Insulaner Fische, die sie vor ihren Küsten fangen könnten, aus amerikanischen Konservenbüchsen essen müssen. UNO-Sonderkommissionen berichteten, daß der politische und wirtschaftliche Fortschritt im Treuhandgebiet nach über drei Jahrzehnten „unbedeutend und enttäuschend" ist. Elektrizität, Kanalisation und andere zivilisatorische Einrichtungen enden meist dort, wo die amerikanischen Wohnviertel an die mikronesischen Siedlungen grenzen.
Washington betrachtet Mikronesien als seinen pazifischen Kasernenhof. Es will den Inseln gar nicht die Unabhängigkeit geben, sondern sie den USA praktisch einverleiben, bevor im nächsten Jahr die Treuhandschaft ausläuft. Anfang 1978 wurde die Marianen-Gruppe als „Commonwealth der nördlichen Marianen" ein „assoziiertes Mitglied" der Vereinigten Staaten. Die USA gewähren großzügig innere „Selbständigkeit", behalten sich aber alle wichtigen militär- und außenpolitischen Entscheidungen vor. Ähnliche Absicht verfolgen sie auch mit den Zentral- und Ostkarolinen (Xap, Truk, Ponape), den Palau-Inseln (Westkarolinen) und den Marshall-Inseln. Die 13000 Einwohner der Palau-Inseln freilich lehnten im November 1979 in einer Abstimmung einen Verfassungsentwurf ab, der ihnen aufgezwungen werden sollte. Das bedeutete gleichzeitig ein Nein zu der amerikanischen Absicht, das Eiland Babelthuap zu einem Militärstützpunkt auszubauen. Ein deutliches Zeichen dafür, daß die Amerikaner mit der 115000 Menschen zählenden Bevölkerung auf den nur knapp 100 bewohnten Inseln Mikronesiens nicht so leichtes Spiel haben werden, wie sie lange glaubten.

★

In der Lagune von Kwajalein erinnert das Wrack eines Schlachtschiffes an die Kolonialherrschaft Kaiserdeutschlands. Zerschossene Panzer und Schiffe an den Stränden verschiedener Inseln zeugen noch heute von den Schlachten des zweiten Weltkrieges. Radioaktiv verseuchte Menschen, Pflanzen, Vögel, Fische blieben nach den amerikanischen Kernwaffenversuchen zurück. Doch die Inseln dürfen kein waffenstarrender amerikanischer Vorposten im Stillen Ozean bleiben, kein endgültig verlorenes Südseeparadies werden.

Henry S. Williams

Fotos: Zentralbild (1), Archiv (4)

Pistolen

Pistolen zählen zu den Faustfeuerwaffen. Sie traten im Verlaufe der Entwicklung an die Stelle der Revolver. Pistolen rechnen zur Gruppe der Schnellfeuerwaffen, weil das Auswerfen der Hülse, das Spannen des Verschlusses und das Einführen einer neuen Patrone automatisch durch das Ausnutzen der Energie der Pulvergase erfolgt. Der nächste Schuß bricht, wenn der Abzug betätigt wird. Pistolen und auch die als Selbstladepistolen bezeichneten Waffen haben heute ein Kaliber von 6,35 bis 11,43 mm, wobei das Kaliber 9 mm bei Armeewaffen überwiegt. Bestimmt sind die Pistolen für die Selbstverteidigung und für den Nahkampf bis auf etwa 50 m Entfernung, wobei die tödliche Reichweite dieser Waffen durchaus 300 m betragen kann. In den meisten Armeen ist die Pistole die persönliche Waffe der Militärangehörigen, die sich nicht direkt an Kampfhandlungen beteiligen, z. B. von Angehörigen der Stäbe. Darüber hinaus wird sie als Ergänzungswaffe für Bedienungsmannschaften anderer Kampftechnik benutzt.

In den Armeen der sozialistischen Verteidigungskoalition wird zumeist die 9-mm-Pistole Makarow verwendet. Natürlich gibt es auch noch andere Pistolenmodelle, die in den Streitkräften einzelner Länder bei Spezialeinheiten oder Sicherheitsorganen Verwendung finden. Dabei nutzt man die traditionell bedingten Entwicklungs- und Produktionsmöglichkeiten aus. So gibt es beispielsweise in der ČSSR jahrzehntelange Erfahrungen in der Konstruktion funktionssicherer, einfach zu produzierender Taschenpistolen. Auch in Ungarn und in Polen sind bereits vor dem zweiten Weltkrieg bekannte Qualitätspistolen gebaut worden.

Zur Erstausrüstung der bewaffneten Organe zählte in fast allen sozialistischen Ländern die bekannte sowjetische 7,62-mm-Pistole TT-33, die die gleiche Munition verschoß wie die damaligen sowjetischen Maschinenpistolen. Da diese Waffe weitgehend bekannt ist, soll sie hier nur kurz gestreift werden. Die Abkürzung TT steht für den Namen des Konstrukteurs (Fjodor Wassiljewitsch Tokarew) sowie für den Namen der Stadt (Tula), in der sie produziert wurde. Nachdem Tokarew in den zwanziger Jahren für die Rote Armee mehrere Maschinengewehre entwickelt hatte, wendete er sich den Pistolen zu. Zur damaligen Zeit gab es in der UdSSR neben einigen ausländischen Pistolentypen vor allem den Revolver Nagant als Faustfeuerwaffe. Er blieb auch während der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion gleichberechtigt neben der TT im Bestand und wurde erst nach 1945 völlig von dieser verdrängt.

Die sowjetischen Waffenkonstrukteure wurden schon in den Jahren 1925/26 beauftragt, eine moderne 7,62-mm-Pistole zu entwickeln. Dabei wies die Tokarew-Pistole TT-30 die besten Ergebnisse auf. Nach zahlreichen Versuchen entwickelte Tokarew seine Pistole weiter zur TT-33, die ab 1933 serienmäßig gebaut und in der Sowjetarmee eingeführt wurde. Die Veränderungen gegenüber der TT-30 betrafen vor allem technologische Details. Die flache TT-33 war billig herzustellen und einfach zu bedienen. Über 30 Jahre gehörte sie zur Ausrüstung der Sowjetarmee. In der NVA wurde sie ab 1958 durch die Pistole M ersetzt. Die TT-33 war in der UdSSR in den dreißiger Jahren Ausgangsmodell für mehrere andere Waffen, so für die Trainingspistole TTR 3 und die Match-Pistole TTR 4, beide mit der Munition ”22lr (”22lfB).

Als Taschenpistole war in der UdSSR Anfang der dreißiger Jahre nach dem Vorbild der Mauser M 1914 die 6,35-mm-Pistole TK (Tula und Konstrukteur S. Korowin) geschaffen worden, die für Stabsoffiziere gedacht war.

Nach dem Kriege schuf der Waffenkonstrukteur Nikolai Fjodorowitsch Makarow (u. a. bekannt als Konstrukteur der 23-mm-Flugzeugkanone AM-23) die 9-mm-Pistole PM-9, für die er 1952 den Staatspreis erhielt. In der DDR wird die Waffe als Pistole M in Lizenz produziert. Damit sind heute auch die Volkspolizei sowie die Kampfgruppen der Arbeiterklasse ausgerüstet. Die kürzere, handlichere und gegenüber der TT mit einem größeren Kaliber versehene Waffe zählt zu den Rückstoßladern mit Massenverschluß ohne starre Laufverriegelung. Es kann mit weichem Abzug (die Waffe ist durchgeladen, das Schlagstück befindet sich in hinterer Stellung) oder mit hartem Abzug geschossen werden. Beim harten Abzug ist die Waffe nach dem Durchladen gesichert, wobei das Schlagstück nach vorn gleitet; um nun mit weichem Abzug zu schießen, muß jetzt das Schlagstück mit dem Daumen nach hinten gezogen werden. Damit ist eine schnelle Feuerbereitschaft garantiert. Im Einreihenmagazin lassen sich acht Patronen unterbringen. Die Waffe ist einfach gebaut, läßt sich einfach bedienen und problemlos auseinandernehmen sowie zusammensetzen. Mit der Waffe wird Einzelfeuer geschossen. Für Einzel- und Dauerfeuer ausgelegt ist dagegen die sowjetische 9-mm-Pistole Stetschkin (APS). Da auf diese Waffe ausführlich in der Waffensammlung 10/77 unter Kleinstmaschinenpistolen eingegangen wurde, sei sie hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

In der ČSSR ist seit den zwanziger Jahren eine Vielzahl von Selbstladepistolen geschaffen worden. Dazu zählen CZ-Modelle der Kaliber 6,35 und 7,65 als Taschenpistolen, Armee- oder Polizeiwaffen ebenso wie 9-mm-Waffen.

Nach 1945 entstanden wiederum mehrere Pistolen-Modelle wie z. B. die Pistole 52. Zu den neuesten Entwicklungen gehört die 9-mm-Pistole CZ Modell 75 mit verriegeltem Verschluß und kurz zurückgleitendem Lauf. Diese Selbst-


TT-33 (UdSSR)
TK (UdSSR)
CZ-75 (ČSSR)
Pistole 52 (ČSSR)
P-64 (VR Polen)
PA-63 (Ungarische VR)



Prinzipdarstellung der Pistole M

Zeichnungen: H. Rode

ar Waffensammlung

ladepistole wurde 1975 konstruiert. In Fachkreisen gilt die Waffe als gelungene Synthese der Modelle FN 35 HP (der sie äußerlich gleicht) sowie der SW M 59. Außer den Plast-Griffschalen ist die Pistole völlig aus Stahl gefertigt. Es ist möglich, mit hartem Abzug (als Double-action-Abzug bezeichnet, weil zwei Aktionen vor sich gehen) oder mit weichem Abzug (Single-action-Schießen, weil nur eine Aktion nötig ist: das Spannen des Hahns mit dem Daumen) zu schießen. Die Pistole ist für beide Arten gleich gut geeignet. Die Konstrukteure haben auch darauf geachtet, daß es zu keiner Verletzung der Hand kommen kann. Erstaunlich ist, daß in dem relativ flachen Griffstück ein Magazin mit 15 Patronen Platz findet. Die Pistole liegt auch in einer nicht sehr großen Hand gut. Rechteckkimme und schräges Rechteckkorn bilden die Visiereinrichtung.

In Polen war 1935 die Pistole VIS Modell 35 entwickelt worden, die in den Waffenwerken Radom in 18000 Exemplaren als 9-mm-Waffe und in geringen Stückzahlen mit dem Kaliber 11,54 mm für die Polnische Armee produziert wurde. Da sich die Pistole als eine ausgezeichnete, funktionssichere Waffe mit guten Schußleistungen erwies, ließen die faschistischen Behörden die VIS nach der Besetzung des Landes weiter bauen. Insgesamt wurden rund 200000 Pistolen als P 35 (p) – auch als Radom bezeichnet – ausgeliefert.

Wie die polnische Fachpresse hervorhob, setzte man im Lande die gute Tradition der Pistolenfertigung mit der Pistole Modell 1964 – kurz als P-64 bezeichnet – fort. Sie wurde Ende der fünfziger Jahre aus mehreren Prototypen neuer Armeepistolen ausgewählt, die vom Ingenieurbüro der polnischen Verteidigungsindustrie entwickelt worden waren. Nach der Truppenerprobung zahlreicher Vorserienwaffen wurde die Pistole ab 1964 als etatmäßige persönliche Waffe aller Offiziere der Polnischen Armee sowie des Ministeriums des Innern eingeführt. Über lange Jahre blieb jedoch auch noch die Pistole TT-33 im Bestand. Die P-64 ist ein Gasdrucklader mit feststehendem Lauf und beweglichem Masseverschluß. Verschossen werden 9-mm-Patronen Makarow. Es ist möglich, mit hartem oder mit weichem Abzug zu schießen.

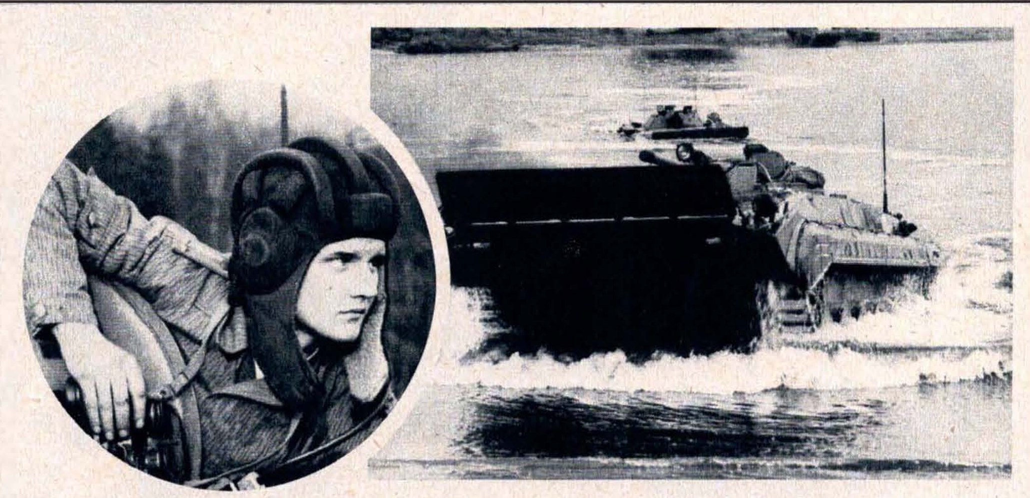
Seit 1912 werden in Budapest Selbstladepistolen für Armee und Polizei produziert.

Nach 1945 wurden wiederum mehrere Pistolen in Ungarn geschaffen. Dazu zählte die 1958 für Ägypten aus der Walther PP abgeleitete Walam M 48, die später auch in andere Länder exportiert wurde. Ende der 50er Jahre begann die Entwicklung der Selbstladepistole PA-63, für die gefordert waren: Geringere Mündungsenergie, große Verriegelungskraft, zuverlässige Funktion, hohe Treffgenauigkeit. Sie wurde ab 1963 von der Waffenfirma Fegyver es Gepyar N.V. (F.E.G.) in Serie produziert und als AP-66 ab 1966 auch exportiert. Das Gehäuse wurde aus Aluminium gefertigt, um die Masse so gering wie möglich zu halten. Das war damals bei 9-mm-Waffen nicht üblich. Deshalb wurden im Militärtechnischen Institut der Volksarmee Ungarns neue Lösungswege gesucht, die sich als erfolgreich erwiesen haben. Die solide gearbeitete, mit einem Masseverschluß versehene Waffe hat ausgezeichnete Schußleistungen, liegt gut in der Hand und hat eine Lebensdauer, die der von Pistolen mit Stahlgehäuse annähernd gleicht. Mit der Pistole PA-63 sind die bewaffneten Organe der Ungarischen VR und auch bewaffnete Kräfte anderer sozialistischer Staaten ausgerüstet.

Allgemein ist festzustellen: Die Konstrukteure von Pistolen richten ihre Aufmerksamkeit auf die Erhöhung der Feuergeschwindigkeit, die allseitige Einsetzbarkeit, die Verringerung der Masse und die gute Handhabbarkeit der Pistolen.

W. K.

Waffe Land Baujahr	Kaliber mm	Länge mm	Masse ohne Magazin kg	Anfangsgeschwindigkeit m/s	Feuergeschwindigkeit Schuß/min	günstigste Schußweite m	Magazin Anzahl Patronen
TT-33 (UdSSR) 1933	7,62	195	0,854	420	32	bis 50	7
TK (UdSSR) 1935	6,35	127	0,46	250	21	bis 30	8
PM 9 (UdSSR) 1950	9	160	0,73	315	30	bis 50	8
C2 Modell75 (ČSSR) 1975	9	203	1	375	30	bis 50	15
P-64 (VR Polen) 1964	9	159	0,62	310	30	bis 70	6
PA-63 (Ungar. VR) 1963	9 oder 7,65	180	0,59	310	30	bis 50	7 à 9 mm 8 à 7,65 mm



Für Frieden und Sicherheit

Schützenpanzer in einer Gefechtsübung. Stunde der Wahrheit für die mot. Schützeneinheit. Hier zeigt sich, wie treffsicher die Soldaten ihre Waffen meistern, wie klug der Kommandeur seine Einheit im Gefecht führt – für unser aller Sicherheit, für den Frieden. Der an der Spitze der Truppe steht, der das Beispiel gibt, wenn es um die Verteidigung unseres guten sozialistischen Lebens geht – er ist

Berufsoffizier
der Nationalen Volksarmee.

Wer heute mit 22 Leutnant wird und als Zugführer seinen militärischen Berufsweg beginnt, der kann einer der Regimentskommandeure von morgen sein. Doch ob Zugführer oder Regimentskommandeur:
Sie sind militärische Vorgesetzte. In ihrer Hand liegt die politische Erziehung und militärische Ausbildung unserer Soldaten.
Sie sind Militärspezialisten. Ihr Wissen und Können läßt sie auch die komplizierteste Militärtechnik vollendet beherrschen und wirkungsvoll einsetzen.
Sie sind Truppenführer. Ihre Befehle und ihre Führungskunst entscheiden darüber, wie der Kampfauftrag erfüllt wird.

Berufsoffizier
der Nationalen Volksarmee
Ein Beruf, der hohe Ansprüche an die politische Reife, an die Bildung, an die sportliche Kondition stellt. Ein Beruf, der den vollen Einsatz fordert. Ein Beruf, der wie kein anderer dem Schutz unseres sozialistischen Heimatlandes und damit dem Frieden dient.

Berufsoffizier
der Nationalen Volksarmee
Ein interessanter Hochschulberuf für junge Männer, die gefordert sein wollen und sich bestätigt wissen möchten. Ein Beruf, der guten Verdienst, angemessenen Urlaub, Wohnung am Dienstort, vorbildliche soziale Betreuung und vielfältige Entwicklungsmöglichkeiten bietet.

Berufsoffizier
der Nationalen Volksarmee –
ein Beruf für dich!

Näher Auskünfte erteilen die Beauftragten für Nachwuchsgewinnung an den Schulen, die Wehrkreiskommandos und die Berufsberatungszentren.





Ein sonniger Nachmittag. An der Pier der polnischen Küstenschutzbrigade in S. herrscht gewohntes Treiben. Matrosen und auch Offiziere radeln entlang der betonierten Uferbefestigung einem Ziel zu. Auf einem Raketenschnellboot wird Rein-Schiff gemacht. Irgendwo ertönt eines jener langgezogenen kunstvollen Signale mit der Bootsmannspfeife. Auf der gegenüberliegenden Seite des Hafenbeckens leuchten in unregelmäßigen Abständen Lichtbögen von Schweißbrennern auf. Ein ausgedientes Schiff wird abgewrackt. Vor dem kleinen Flachbau mit der polnischen Aufschrift „Matrosenklub" ist ebenfalls Bewegung. Stühle und Bänke werden auf den kleinen Vorplatz, sonst als Fuß- und Volleyballplatz genutzt, getragen und zu einem Halbrund aufgestellt. Ein diensthabender Maat beäugt dieses Tun kritisch, verlangt Korrekturen. Er hat wohl etwas für Ästhetik übrig, selbst wenn es sich nur um die Anordnung von Sitzgelegenheiten handelt. Zu gleicher Zeit sind die „Künstler" bereits am Werk. Was sie bisher auf den freien Platz getragen haben, sieht noch wie Kraut und Rüben aus. Kabeltrommeln, Kisten, Futterale von Musikinstrumenten, Lautsprecherboxen, Taschenlampen, Signalflaggen und einige Matrosenmützen liegen herum. Daneben steht lässig ein Oberbootsmann. Es ist Roman Liedke, Leiter des künstlerischen Amateurensembles der Küstenschutzbrigade von S. Kontrasty nennt sich die Truppe. Und auf sie hatten wir es abgesehen.

Ganz im Gegensatz zu dem Ober-



bootsmann saßen wir wie auf Kohlen, denn in einer halben Stunde sollte das Konzert von den Kontrastys beginnen. Im stillen beneidete ich unseren Fotoreporter, denn er brauchte für das noch zu Erwartende keinen Dolmetscher. Die Bildsprache bedarf keiner Sprachmittler. Zu meinem Texterunglück kam noch die Eröffnung, daß die Kontrastys nach diesem Konzert sofort wieder in einen Bus springen werden, um in einer anderen Dienststelle aufzutreten. Was tun? Ich machte Roman Liedke meine Misere mit dem üblichen Gemisch

von Gesten und unvollständigen russischen Begriffen deutlich. Endlich hatte er begriffen. Seine Reaktion: Er griente, ja er griente übers ganze Gesicht und bedeutete mir mit seiner ganzen bisherigen Gelassenheit, daß er mir einen Text schreiben würde, ich könne ganz beruhigt sein. Ja, aber wann denn nur, in zehn Minuten ist doch schon der Auftritt! Er würde das schon machen...

Die „Bühne" ist fertig, die Instrumente sind gestimmt und alle Verstärker angewärmt. Punkt 15.00 Uhr holt Oberbootsmann Liedke eine Pfeife hervor und bläst ein Signal.

Und nun geht etwas los, was wir in der DDR von einem militärischen Amateurensemble noch nicht gesehen und gehört hatten. Das Programm heißt „Unsere Erde ist das Meer". Hinter diesem lyrischen Titel verbergen sich Gesang, Rezitation, Pantomime, Tanz und viel Humor. Mitunter sind es gar artistische Einlagen, die diese begabten Matrosen den Zuschauern bieten. Und immer, wenn Roman Liedke in einer Programmnummer nicht mitwirkt, beschreibt er ein Blatt Papier, das auf einer der Lautsprecherboxen liegt. Dabei zwinkert er mir beruhigend zu. Es war der Text für mich, an dem er „arbeitete".

Seine Akteure sind gerade bei der „Bombe" – eine Pantomime, die zwar mit viel Humor vorgetragen wird, jedoch darüber den Ernst der vermittelten Situation nicht vergessen läßt. Es wird die verantwortungsvolle Arbeit des Minenräumens ins Bild gesetzt und wie ein Matrose mit Hilfe des Kollektivs seine Angst dabei überwindet. Damit gelingt es diesen sympathischen Matrosen, nicht nur Stimmungen und Gefühle mit der Kunst der Pantomime wiederzugeben, sondern darüber hinaus ins problematische Soldatenleben vorzudringen.

Nun muß der Oberbootsmann wieder 'ran. Die Truppe ist angetreten. Ein Appell wird dargestellt. Liedke mimt einen erzürnten Vorgesetzten in übertriebener Pose. Am Ende der angetretenen Truppe steht ein Häufchen Unglück, durch die Kochmütze als Smut erkennbar. Die Suppe war heute versalzen, und die Mannschaft fiel über den armen Smut her. Dieser jedoch schwört Stein und Bein, er hätte das richtige Maß Salz an die Suppe getan. Liedke, als Akteur-Bootsmann, will und muß den Sachverhalt aufklären. Am Ende kommt heraus, daß der Smut und der Signalgast um das gleiche Mädchen werben. Nun, und dieser Matrose hatte dem Smut die Suppe aus Eifersucht im wahrsten Sinne des Wortes kräftig versalzen. Entscheidung vom Bootsmann: Im Interesse der gegenseitigen Ersetzbarkeit wird der Übeltäter vier Wochen den täglichen Abwasch in der Kombüse übernehmen.

Die Zuschauer spüren, wieviel Spaß den Kontrastys ihr Spiel macht. Manch einer der Matrosen auf den Bankreihen erkennt sich in diesem Spiel wieder, wenn es zum Beispiel um die Heimtücke der Seekrankheit geht und der Kommandant des Schiffes kein „Erbarmen" hat – haben kann, weil der Kampfauftrag erfüllt werden muß. Auch Gags fügen sich ins Programm ein und verfehlen ihre Wirkung auf die Zuschauer nicht. Zum Beispiel wie Neulinge ihre ersten Erfahrungen an Bord sammeln. Wohltuend ist dabei: Es bleibt beim Humor. Was möglicher-



weise verletzen könnte, hat hier keinen Platz. Alle Programmnummern haben Tempo und laufen mit blitzschnellem Requisitenwechsel ab. Es entstehen keine Pausen. Tanz und Gesang zugleich – welch eine Anstrengung. Alle Choreographien drücken Dienst- und Lebensbedingungen der Matrosen aus oder knüpfen an die jüngste Geschichte der polnischen Streitkräfte an. In einem Chanson wird der heldenhafte Kampf der Matrosen gegen die Faschisten gewürdigt. Und sie machen dem Zuschauer bewußt, wie hart das Matrosenleben sein kann. Hier werden ganze Kerle gebraucht, doch es ist auch ein Leben, das neue Beziehungen zum Nebenmann, zum Kollektiv schafft. Der Einzelne vermag nur wenig. Aber er ist jenes Rädchen, das nicht fehlen darf, um aus den stählernen Booten und Schiffen eine zuverlässige und schlagkräftige Waffe zu machen.
Seit 1971 besteht das Ensemble. Fünf Programme wurden bisher einstudiert. „Geizt nicht mit Freundlichkeiten für die Matrosen" erhielt beim Festival der Militärensembles in Połczyn Zdrój 1972 den Preis des Ministers für Kultur und Kunst sowie den Publikumspreis. Weitere erste Preise folgten am gleichen Ort 1974, 1978 und 1979.
Das Ensemble gab bisher etwa tausend Konzerte. Auf dem Zettel von Roman Liedke, den er mir nach dem Konzert gibt, steht auch die ungefähre Zuschauerzahl: Achthunderttausend.
Die musischen Matrosen errangen „Goldene" und „Silberne Ringe" bei Festivalen des Soldatenliedes in Kołobrzeg. Auch über die Landesgrenze hinweg wurden sie bekannt. In der UdSSR, Ungarn, der ČSSR, Bulgarien und zur Haffwoche in Ückermünde, die wie jedes Jahr im Sommer viele Urlauber und Touristen anlockt. Traditionell ist schon, daß die Kontrastys jedes Jahr zum Pressefest der „Tribuna Ludu" ihr Können zeigen.
Einen Tag später erfahre ich, Roman Liedke soll ebenso lässig, wie ich ihn gestern erlebte, einen Kunstpreis vom Minister für Nationale Verteidigung entgegengenommen haben. Wenn dies auch übertrieben dargestellt sein mag, zutrauen würde ich es ihm schon. Diesen Preis erhielt der begabte sechsundzwanzigjährige Berufsunteroffizier für seine Tausendsassaarbeit: Bühnenbild, Choreographie, Regie und viele Texte sind sein Werk.
Die Tabakspfeife in seinem Gesicht ist übrigens nur ein Requisit. Er ist Nichtraucher und verschmäht auch steife Grogs oder ähnliche Geistesverwirrer.
Bliebe noch die Frage offen: Wann proben die Jungs, und wo nehmen sie die Zeit für ihre Auftritte her? Die Situation ist wie bei uns: Keiner ist zuviel, und jeder wird an seinem Platz gebraucht. Aber kulturbegeisterte und deshalb einsichtige Kommandeure sorgen für diesen Zeitfonds. Andere Matrosen und Maate übernehmen viele zusätzliche Dienstpflichten, weil sie auf ihre Kontrastys stolz sind. Und dann machen diese Amateurkünstler aus Liebe zur Sache manche Nacht zum Tage. Wie Roman Liedke versicherte, vergessen sie bei all dem das Soldatsein nicht, denn wie jeder, müssen auch sie alle militärischen Qualifikationen erbringen. Beifall, wie der heutige, ist ihnen größte Auszeichnung.

Oberstleutnant Wolfgang Matthées
Fotos:
Oberstleutnant Ernst Gebauer



AR-SOLI-











ANGEBOTE

Hellebarde
Originalgetreue Nachbildung einer Augsburger Arbeit aus dem 16. Jahrhundert
Mindestgebot: 25 Mark

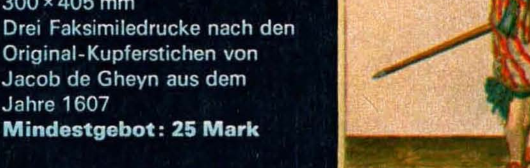
Spieß
Originalgetreue Nachbildung eines Sauspießes (r. oben).
Mindestgebot: 20 Mark

AR-Jahresbände
Ganzgewebe-Einbände der AR-Jahrgänge 1959, 1960, 1961, 1963, 1965, 1967, 1974, 1975, 1976 und 1978
Mindestgebot pro Jahrgang: 15 Mark

Französische Duellpistole
Originalgetreue Nachbildung aus Plast einer Arbeit von Flobert aus Versailles, etwa um 1870.
Mindestgebot: 70 Mark

Batterieschloßpistole
Originalgetreue Nachbildung aus Plast einer sächsischen Arbeit, etwa um 1810.
Mindestgebot: 70 Mark

Leipzig-Motive
210 × 295 mm
Serie von gezeichneten Motiven der Stadt Leipzig, gedruckt auf Dekor-Folie (Esche, hell): Völkerschlachtdenkmal, Neues Rathaus, Thomaskirche, Marktplatz, Altes Rathaus, Karl-Marx-Universität, Wohnhochhaus Wintergartenstraße, Alte Handelsbörse, Dimitroff-Museum, Neue Oper.
Mindestgebot: 10 Mark



Musketier-Stiche
300 × 405 mm
Drei Faksimiledrucke nach den Original-Kupferstichen von Jacob de Gheyn aus dem Jahre 1607
Mindestgebot: 25 Mark

VERSTEIGERUNG 1980





Rundschild
550 mm Durchmesser
Originalgetreue Nachbildung einer Augsburger Arbeit aus dem 16. Jahrhundert.
Mindestgebot: 50 Mark

Herzförmiger Schild
430 × 620 mm
Originalgetreue Nachbildung einer Arbeit aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.
Mindestgebot: 50 Mark

Jeder kann mitmachen

Zum sechzehnten Mal starten die Journalisten der Deutschen Demokratischen Republik im August auf dem Berliner Alexanderplatz ihre große Solidaritätsaktion. Viele werden wieder dabei sein – auch am Stand des Militärverlages, wo zugleich der Chefredakteur und die Mitarbeiter des Soldatenmagazins zu finden sind. Viele allerdings werden an diesem Tag nicht in unserer Hauptstadt sein können. An sie wenden wir uns, ihnen wollen wir die Gelegenheit geben, trotzdem mitzumachen – nämlich bei der speziell dafür gedachten AR-Solidaritäts-Versteigerung. Wir bieten Ihnen, liebe Leser, auf diesen Seiten einige Gegenstände zum vorzugsweisen Erwerb an, die auch zum Versteigerungsangebot auf dem Alexanderplatz gehören. Es ist ganz einfach: Sie schreiben uns bis spätestens 5. August 1980, woran Sie interessiert sind, was Sie gern ersteigern möchten – und nennen den Preis, den Sie dafür zu bieten bereit sind. Jedoch muß er wenigstens dem unter jedem Stück vermerkten Mindestgebot entsprechen. Die hier zur Versteigerung kommenden Gegenstände werden, wie bei jeder Auktion, dem zugeschlagen, der das höchste Gebot macht. Die Benachrichtigung, wer das ist, und die Zustellung der ersteigerten Gegenstände erfolgt bis zum 29. August 1980. Überweisen Sie kein Geld, bevor Sie nicht eine Antwort von uns bekommen haben! Richten Sie Ihre Zuschriften an:
Redaktion „Armee-Rundschau", 1055 Berlin, Postfach 46130. Kennwort: Solidaritäts-Versteigerung.

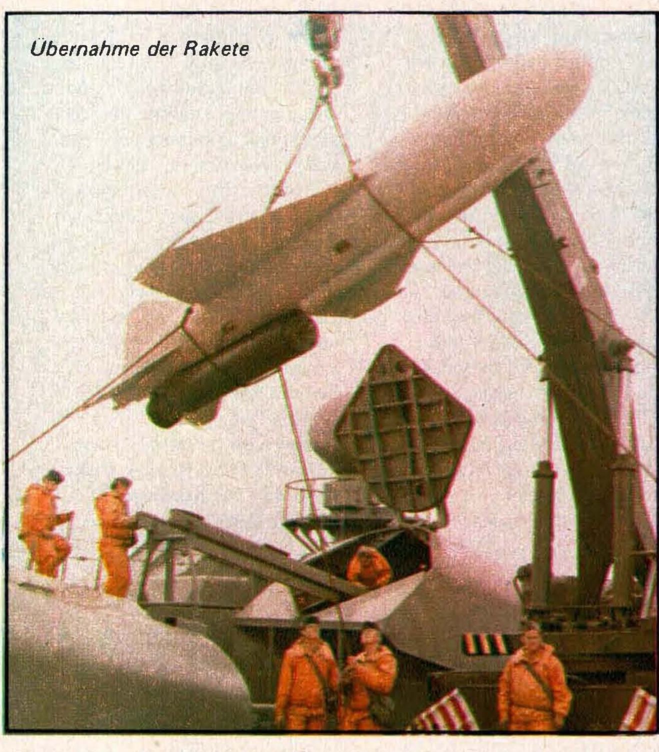
Übrigens

. . . findet die Solidaritätsaktion der Journalisten der DDR auf dem Berliner Alexanderplatz am Freitag, dem 29. August 1980 von 9 bis 19 Uhr statt. Die AR ist am Stand des Militärverlages am Durchgang des Centrum-Warenhauses zur Karl-Liebknecht-Straße zu finden. Im Angebot: Bücher aus dem Jahresangebot 1980 des Militärverlages, die neueste AR, Zinnfiguren, AR-Abzeichen, Musketier-Stiche, Wimpel und Münzen aus der NVA, Originalzeichnungen und -karikaturen, viele Souvenirs sowie an einem „Wühltisch" ältere Bücher und Ausgaben des Soldatenmagazins.

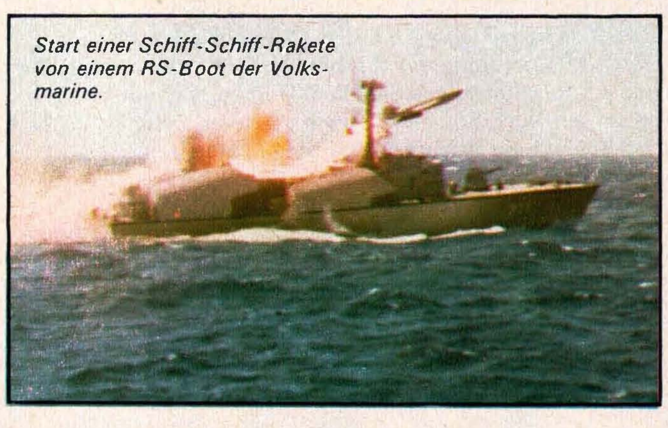
. . . sind Sie auch herzlich eingeladen zum AR-Solidaritätsbasar bei der Ückermünder Haffwoche am 9. und 10. August 1980 am Liegeplatz der Schiffe des Flottenbesuchs. Hier bieten wir an: AR-Gläser (Tulpen), Zinnfiguren, die neueste AR, Musketier-Stiche, AR-Abzeichen und vieles andere mehr.

Boote

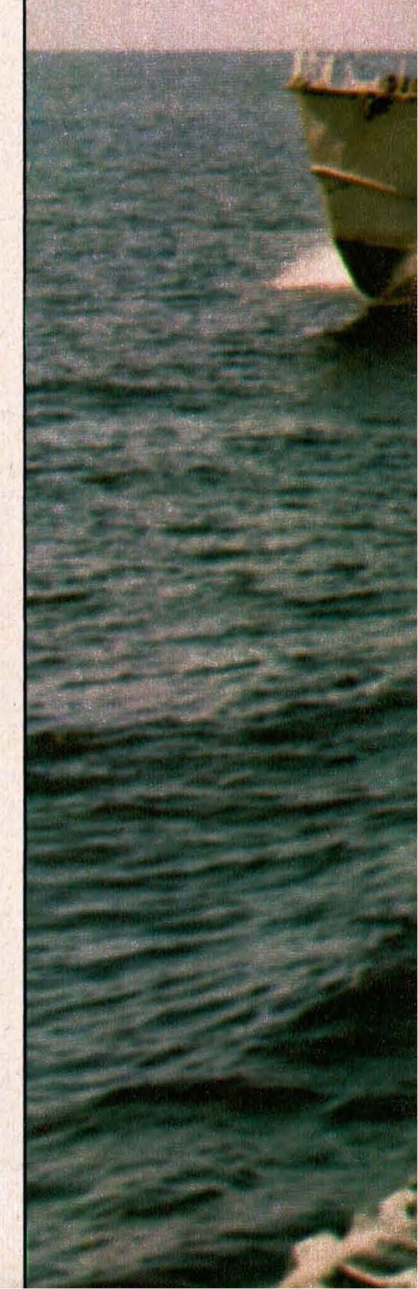
In diesen Tagen hat eine Gattung sowjetischer Kampfschiffe – richtiger gesagt Boote – Geburtstag. Den 20. Es sind die Raketenschnellboote, die alljährlich im Juli, zum Tag der Seekriegsflotte der UdSSR, an der Flottenschau teilnehmen und immer wieder Be- und Verwunderung hervorrufen. Vor allem bei jenen, die mit scheelem Blick die kontinuierliche Entwicklung der sowjetischen Seestreitkräfte beobachten. Für sie sind es stets



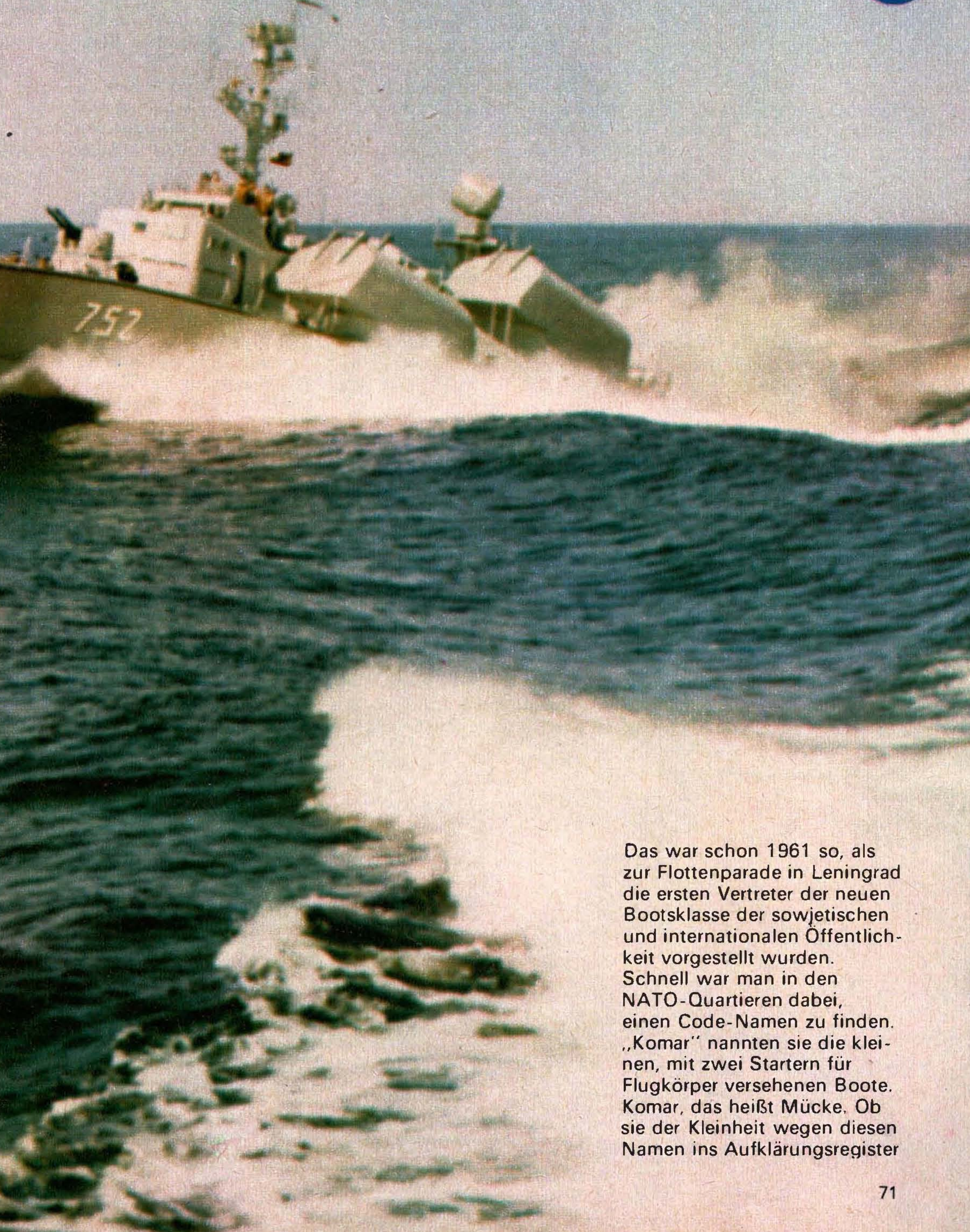
Übernahme der Rakete



Start einer Schiff-Schiff-Rakete von einem RS-Boot der Volksmarine.



der Überraschung



Das war schon 1961 so, als zur Flottenparade in Leningrad die ersten Vertreter der neuen Bootsklasse der sowjetischen und internationalen Öffentlichkeit vorgestellt wurden. Schnell war man in den NATO-Quartieren dabei, einen Code-Namen zu finden. „Komar" nannten sie die kleinen, mit zwei Startern für Flugkörper versehenen Boote. Komar, das heißt Mücke. Ob sie der Kleinheit wegen diesen Namen ins Aufklärungsregister

schrieben? Oder ob es wegen der Eigenschaft war, mit den Raketenwaffen empfindlich stechen zu können? Sei es wie es sei. Letzteres trifft in jedem Falle zu, denn die israelischen Aggressoren haben die Stiche zu spüren bekommen und dabei den Stolz ihrer Flotte, den Zerstörer „Eilath", eingebüßt.

Mit jener Vorführung im Sommer 1961 war ein Teil des Programms in die Praxis umgesetzt worden, das Mitte der fünfziger Jahre aufgestellt worden war. Das Zentralkomitee der KPdSU hatte damals Rolle, Platz und Aufgaben der Seekriegsflotte im Gesamtsystem der Landesverteidigung neu bestimmt. Damit war auch die Entwicklungsrichtung der Flottenkräfte festgelegt worden.

Dementsprechend hatte der Kriegsschiffbau vorausschauend die Raketenschnellboote geschaffen.

Dabei konnte auf erste Erfahrungen während des Großen Vaterländischen Krieges zurückgegriffen werden. Damals waren die Schnellboote der Schwarzmeerflotte mit Raketenwerfern bestückt worden. Diese der „Katjuscha" ähnlichen Geräte konnten in einer Salve 24 Geschosse auf Ziele an Land feuern. Gleich nach dem Kriege wurden umfangreiche Arbeiten in Angriff genommen, um neue Mittel für den Kampf auf See zu schaffen. Die Fortschritte in der Raketentechnik und Elektronik gaben den Konstrukteuren die Möglichkeiten.

Warum also sollte man die Vorzüge der auch in Küstennähe sowie in Seegebieten mit geringer Ausdehnung operierenden Schnellboote nicht weiter ausnutzen? Warum nicht ihre Kampfkraft durch Raketen erweitern?

Die modernen Funkmeßmittel waren kleiner, leichter und genauer als die ersten Systeme geworden. Damit war es einfacher, sie auf kleinstem Raum unterzubringen. Auf das Boot mußten sie, denn sie waren erste Notwendigkeit, um die Raketen ins Ziel zu bringen, die modernen Fla-Waffen zu richten und Freund und Feind unterscheiden zu können. Aber außer den Funkmeßanlagen und dem Zubehör, außer den Startbehältern war ja auf dem kleinen Boot weitaus mehr zu installieren: Gefechts- und Aufenthaltsräume der Besatzung, Maschinen und Treibstoffbehälter, Fla-Waffen und die Munition, Heizungs- und Rettungseinrichtungen. Kurzum alles, was für den Seetörn notwendig ist.

Die Experten verschweigen nicht, daß es dazu langwieriger Forschungen bedurfte, bis alle Probleme ohne Einschränkung der Manövrierfähigkeit und Geschwindigkeit gegenüber herkömmlichen Schnellbooten gelöst waren.

Ergebnis der Arbeit waren die „Mücken" mit ihren zwei Startanlagen.

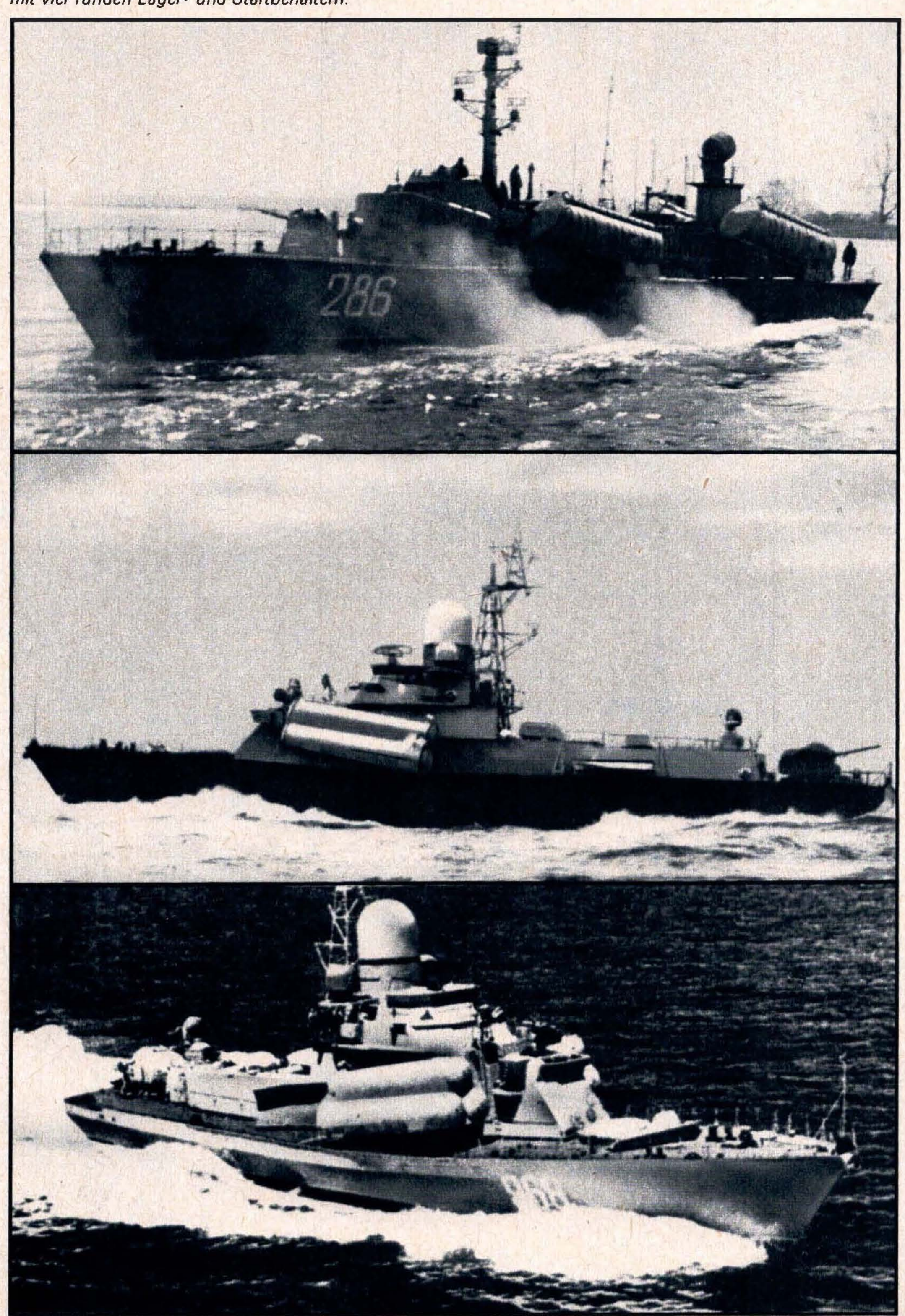
Das war für die Marinekreise der imperialistischen Staaten eine ziemliche Überraschung. Noch größer wurde sie kurze Zeit später, als bereits der zweite Typ vorgeführt wurde, jetzt mit vier Starthangars für Flugkörpergeschosse.

Einhellig war das Urteil der Fachwelt. Diese zwischen 100 und 200 ts großen, über 40 kn schnellen Kampfboote bieten für die Abwehr ein sehr kleines und somit schwer zu treffendes sowie spät aufzufassendes Ziel. Das Überraschungsmoment steht auf ihrer Seite. Die Besatzung des RS-Bootes kann den Gegner viel eher ausmachen als dieser das angreifende Boot. Die Raketen sind über große Entfernungen für starke Überwasserkräfte sowie für Landziele gefährlich. Auch zur Unterstützung von Landeunternehmen sind die RS-Boote geeignet. Größe und Ausstattung sowie Zeit- und Materialaufwand erlauben zudem eine recht ökonomische Serienproduktion. Durch ihre starke Bewaffnung, die Flugkörpergeschosse (Flügelraketen), traten daher die Raketenschnellboote an die Spitze der Stoßkräfte der sozialistischen Flotten. Daß der gleiche Bootskörper auch als Torpedoträger dient, zeugt

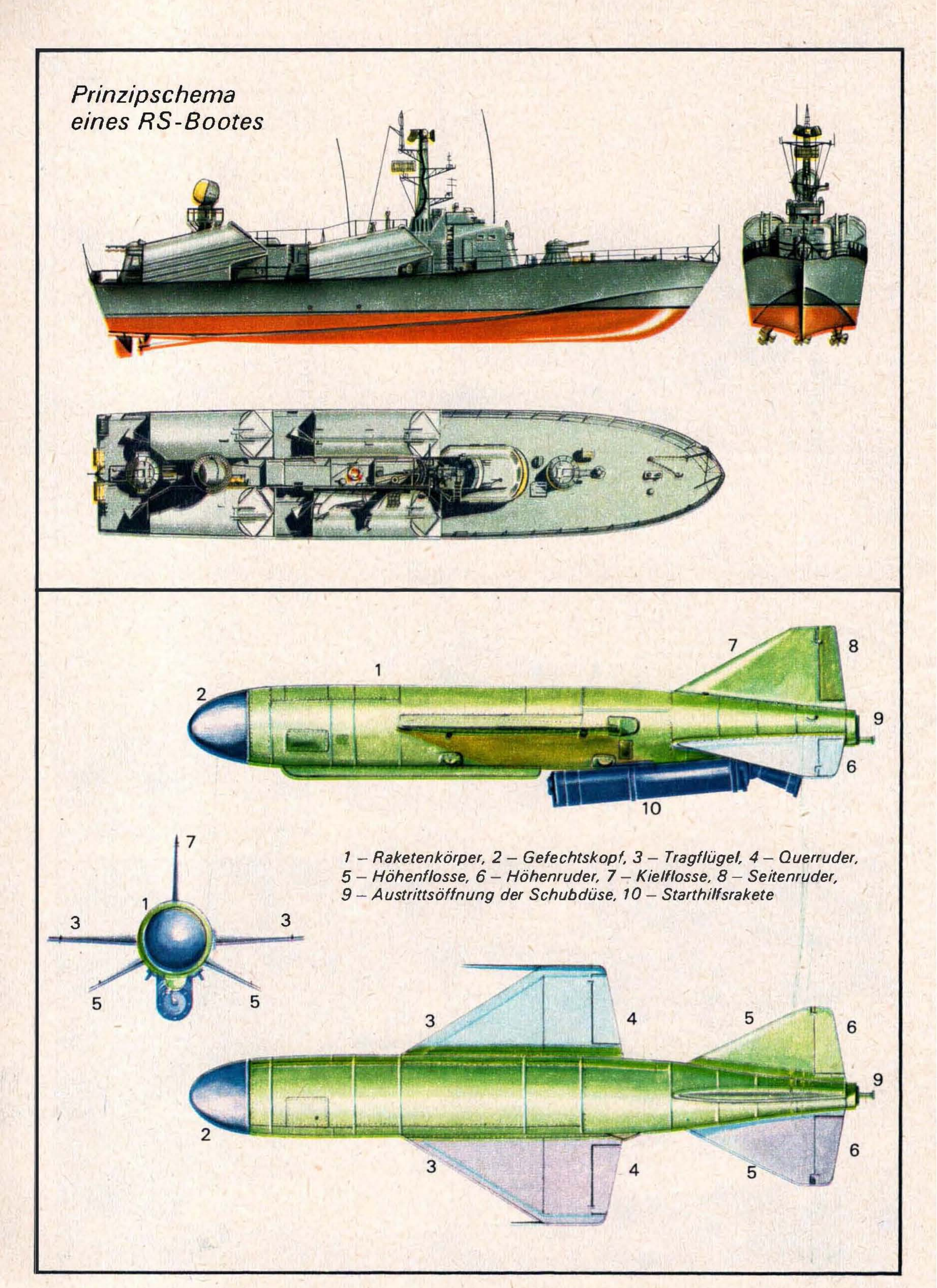


Klein, aber oho, das erste RS-Boot der sowjetischen Seekriegsflotte.

Nach dem Boot mit vier Starthangars kam der Typ mit vier runden Lager- und Startbehältern.



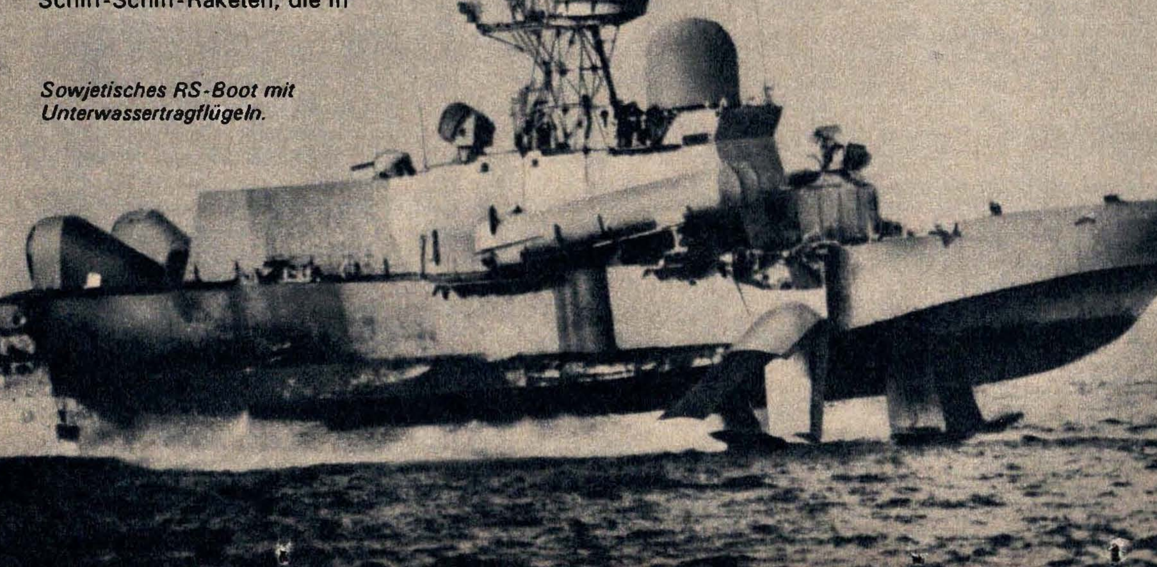
RS-Boote der Gegenwart. Ausgerüstet mit zwei und drei Starterbündeln an jeder Seite.



Fotos: MBD Bersch, Zühlsdorf, AR Uhlenhut, TASS (4), Archiv – Zeichnungen: mt-Archiv

vom hohen Grad der Standardisierung im sowjetischen Schiffbau.
Inzwischen verließen weitere Typen raketentragender Schnellboote die Werften der Sowjetunion. Darunter jener Typ mit vier runden Raketencontainern, die wiederum Lager und Startrampe zugleich sind. Wie ihre Vorgänger sind auch diese Boote mit zwei automatischen, funkmeßgesteuerten Zwillings-Fla-Kuppeln ausgerüstet.
Am 6. August 1971 veröffentlichte die sowjetische führende Armeezeitung „Krasnaja Swesda" das Foto eines neuen Typs kleiner Kampfschiffe, der seit dieser Zeit die Gemüter westlicher Marineexperten unablässig bewegt. Es war das Bild eines mit sechs Abschußrampen versehenen Schiffes, das mit hoher Geschwindigkeit lief. Man wußte nicht recht, ob es noch zu den Raketenschnellbooten gezählt oder als Raketenkorvette fixiert werden sollte. Die angenommene Länge von 60 m deutet auf die Korvette hin. Nun gibt es genügend sowjetische Informationen, woraus hervorgeht, daß es sich um ein großes Raketenschnellboot handelt. Wieder gelang den Konstrukteuren der glückliche Wurf, auf engstem Raum eine starke Bewaffnung zu installieren. Die Hauptwaffen sind sechs Schiff-Schiff-Raketen, die in Dreiergruppen an beiden Seiten des Bootes lagern und die Gesamtbreite bestimmen. Am Heck steht eine vollautomatische funkmeßgesteuerte 57-mm-Doppellafette zum eigenen Schutz gegen feindliche Flugzeuge und Schiffe. Vor dem Deckshaus befindet sich ein Raketensilo, und auf den beiden Seiten der Brückennock je ein Behälter für 16 Fla-Raketen gegen tieffliegende Ziele. Gekennzeichnet wird das Boot durch den fast in der Mitte der Schiffslänge auf dem Brückendeck stehenden großen Radardom, hinter dem sich der Gittermast mit weiteren Spezialantennen anschließt. Die zu den Waffensystemen gehörenden Antennen der Leitanlagen sind in unmittelbarer Nähe der einzelnen Waffen angeordnet und kennzeichnen die Silhouette des Bootes.
Schiffbaulich gesehen ist das RS-Boot ein Flushdecker – durchlaufendes Deck vom Bug bis zum Heck mit erhöhtem Vorschiff. Das Längen-Breitenverhältnis von etwa 6,15:1 beeinflußt maßgeblich die hohe Geschwindigkeit.
Zu ihr sei bemerkt, daß das ein besonderes Problem ist. Es erwächst aus der Forderung nach großer Antriebsleistung. Motorenanlagen von 7500 bis 15000 kW (10000 bis 20000 PS) reichen hier nicht mehr aus, um die Geschwindigkeitsgrenzen der Boote von 45 bis 50 kn zu überwinden. Deshalb geht die Tendenz dahin, den Wasserwiderstand am Bootskörper zu verringern oder ganz auszuschalten. Ein gelungener Versuch in dieser Richtung wurde mit Tragflügelbooten unternommen, deren Bootskörper sich bei einer bestimmten Geschwindigkeit aus dem Wasser hebt. Diese Boote können daher bei gleicher Antriebsleistung höhere Geschwindigkeiten als normale Verdrängungs- oder Gleitboote erreichen.
Das Auftauchen solcher Boote in der sowjetischen Seekriegsflotte in jüngster Zeit war für die Herren im Westen wiederum eine Überraschung ersten Ranges. Neidvoll mußten sie anerkennen, daß die Sowjetunion nicht nur die Entwicklung kleiner Kampfschiffe und -boote nicht vernachlässigt, sondern sie auch zu immer günstigeren Lösungen führt. Auch dieser Typ ist größenmäßig nicht aufwendig, aber sehr kampfstark und schnell. Er ist zweifelsohne der markanteste Nachfolgetyp der bisherigen Raketenschnellboote.

H. P.



Sowjetisches RS-Boot mit Unterwassertragflügeln.

Dann kam der berühmte Drehstuhl. Mann, waren da viele aufgeregt! Schon das Schildchen an der Tür sorgte für Spannung: Sinnesphysiologisches Labor/ Vestibularis-Untersuchung. Obwohl ich mir früher vorgenommen hatte, einen Tag vorher nichts zu essen, um mich nicht zu übergeben, hielt ich mich nicht daran. Warum sollte ich Kohldampf schieben, dachte ich, und langte zu Mittag – eine Stunde vor dem Test – tüchtig zu, trank sogar noch 'ne Cola. Als ich auf dem Stuhl saß, war ich überrascht: Der dreht sich ja langsam, viel langsamer, als ich es angenommen hatte. Ich mußte die Augen schließen und den Kopf rhythmisch nach rechts und links bewegen. „Wenn Ihnen schlecht wird, sagen Sie mir rechtzeitig Bescheid", mahnte die Schwester. Und nach zwei Minuten: „Sie sehen gut aus. Und der Magen?" „Eiert ganz schön rum", murmelte ich. „Macht nichts", meinte sie. Ich fühlte mich wie in einer Schaukel. Immer wieder fragte sie, wie mir's ginge. Ganz gut, antwortete ich. Wirklich, es passierte nichts. Nach fünf Minuten hielt der Stuhl. Das war alles? dachte ich. Ich fühlte mich wohler als vorher! Hatte es mir schlimmer vorgestellt. Manche erzählen ja richtige Schauergeschichten. Stolz war ich schon, denn diesen Test sah ich als meine größte Barriere an. Immerhin, so hörte ich, saß auch Sigi Jähn in dem Stuhl. Aber 20 Minuten lang!

Meine Aufmerksamkeit galt jetzt den psychologischen Tests. Zuerst mußten wir zwei Listen mit fast 100 Fragen zu unserer Erlebniswelt ausfüllen. Was es da nicht für komische Fragen gab: „Sind Sie leicht verlegen?" oder „Machen Sie gewöhnlich den Anfang, wenn Sie neue Bekannte gewinnen?" Konzentration wurde an zwei Geräten verlangt. Bei dem einen waren einfache Zahlen zu addieren oder zu subtrahieren. Das Ergebnis mußte ich auf Tasten eindrücken, elektronisch konnte ich es ablesen. Na, das ist ja einfach, sagte ich mir. Zum Schluß jedoch schwirrten mir die Zahlen nur so umher. Trotzdem brachte ich es in einer Viertelstunde auf 375 Aufgaben. Eine gute Leistung, erfuhr ich später. Beim zweiten Gerät waren 21 Lichtsignale auf drei Tafeln angeordnet, die verschieden aufleuchteten. Jedesmal, wenn sie eine bestimmte geometrische Figur bildeten, mußte ich eine Taste drücken. Über hundert Reize waren vorprogrammiert. Bald war ich im Rhythmus drin. Ich wußte schon, wo ich hinschauen mußte. Hätte sogar noch weitermachen können.

Das war leicht, verglichen mit dem, was nachmittags auf uns zukam: Psychologischer Gruppentest. Ein intellektuelles Leistungsprüfen nach Zeit. Da hieß es, Wesentliches von Unwesentlichem zu trennen, Gemeinschaftliches festzustellen, räumliche Vorstellungen zu entwikkeln, Merkfähigkeit zu beweisen, leichte Matheaufgaben zu lösen. Ein Katalog mit ...zig Begriffen lag vor uns, knifflige Fragen. Bei einigen dachte ich: Was soll der Nonsens? Gemeinsamkeit von Baum und Löwe! Was hat das mit einem Flugzeugführer zu tun? Aber ich bin sicher, die Psychologen haben sich dabei schon was gedacht. Die dauernden Begriffsumstellungen, die vielen Zahlen brachten mich ganz schön ins Schwitzen. Beim Rechnen hatte ich bald den Überblick raus, entwickelte ein eigenes System, kam dadurch besser voran. Aber ich atmete erleichtert auf, als diese Stunden vorüber waren. Das war ja viel komplizierter als im Drehstuhl!

Am vorletzten Tag kam noch ein Höhepunkt: die Unterdruckkammer. Hier soll bei einem „Aufstieg" die Sauerstoffmangelverträglichkeit geprüft werden. Und ausgerechnet hier erwischte es mich. Die Schwester ließ mich nicht einsteigen! „Sie haben erhöhte Temperatur. 37,4." „Ich bin immer so warm", stritt ich mit ihr. Aber sie und auch der Arzt ließen sich nicht erweichen, ich sollte in vier Wochen noch mal kommen. Ich war sauer. Erst später leuchtete mir ein, daß dies zu meiner Sicherheit geschah, daß man mir eine Chance gab, auch diese Prüfung zu bestehen. Überhaupt, die Ärzte und Schwestern im Institut imponierten mir. Man kann gut mit ihnen auskommen, sie stellen sich auf jeden ein. Auch die Vielfalt der Untersuchungen, das war mehr, als ich erwartet hatte. Wer als Flugzeugführerbewerber hierher kommt, kann gewiß sein, genau geprüft zu werden. Rund 20 Untersuchungsstationen erlebte ich und kann mir jetzt besser vorstellen, was von einem Jagdflieger so gefordert wird. Jedem Bewerber empfehle ich, gesund zu leben, tüchtig Sport zu treiben und sich in der Schule am Riemen zu reißen.

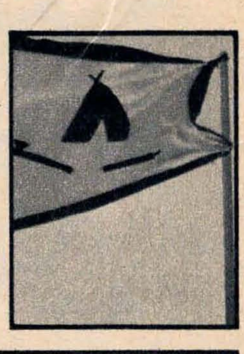
Schade, das mit der U-Kammer. Die andern, die rein durften, waren begeistert. Sie sollten sich ablenken, durften Skat spielen und singen. Und was schmetterten sie? „Sing, mei Sachse, sing!" Mir blieb die Ungewißheit, ob ich trotz der kleinen Panne durchgekommen sei oder nicht. Mit Herzklopfen trat ich vor die Zulassungskommission. „Sie sind als tauglich befunden worden und werden als Jagdflieger angenommen", sprach der Oberstleutnant. Er meinte, ich solle mir bewußt sein, was hier für eine wichtige Entscheidung für mein Leben gefallen sei, solle auch meinen Eltern danken für die Fürsorge mir gegenüber. All das vernahm ich nur noch am Rande, denn mir war ein großer Stein vom Herzen gefallen, ich hatte nur den einen Gedanken: Ich habe es geschafft, **Ich werde Jagdflieger!**

Aufgeschrieben von Oberstleutnant Horst Spickereit, der Ullis erfolgreiche Nachprüfung in der U-Kammer bestätigen kann, fotografiert von Manfred Uhlenhut.



„Spieglein, Spieglein in der Hand,
wer ist die Schönste hier im Land?"
„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
denn Schneewittchen hinter den sieben Bergen,
bei den sieben Zwergen
hat einen ursten Sonnenbrand."

Foto: Ralph Kästner



21. November 1969: Alcatraz Island, berüchtigte Zuchthausinsel in der Bucht von San Franzisko, von den weißen Kolonisatoren zu keiner Zeit von einst dort wohnenden kalifornischen Stämmen abgekauft, wird durch Indianer wieder in Besitz genommen (unsere Fotos). Erstmalig herrschte indianische Solidarität von Alaska bis Feuerland.



INDIANER AUF ALCATRAZ

Tatsachenbericht über die im Herbst 1969 begonnene neue Phase des Kampfes der Indianer in den USA um Menschenrechte.
Von Dr. Christian Heermann











Chefingenieur James Haigh war schlechter Laune. „Time is money!" Daran hatte ihn der dicke „Cat", wie sie den beleibten Boss der Dominion-River-Company hinter vorgehaltener Hand despektierlich nannten, erneut erinnert. Und er solle sich etwas einfallen lassen!

Verdammt nochmal! Aber was? Hinaufprügeln auf das halbfertige Monstrum konnte er die Arbeiter nicht. Etliche waren nach den gräßlichen Abstürzen weggelaufen.

„Alles zu großkotzig angelegt", seufzte Haigh, als er die Stahlträger betrachtete. Ihre Konturen ließen ahnen, wie die Brücke über den St. Lorenz-Strom einmal aussehen sollte. Plötzlich wurde sein Blick schärfer. Spielten ihm seine Sinne einen Streich? Haigh rannte zurück, holte ein Fernglas. Tatsächlich! Dort oben, in schwindelnder Höhe über dem Strom, liefen Menschen. Das mußten Indianer sein! Zwischen den Männern auch ein paar Frauen. Haigh stellte das Glas präziser ein. Nicht zu glauben! Auf den Rücken trugen sie kleine Kinder.

War das der Ausweg? Haigh beobachtete, wie die Indianer gewandt und sicher herabkletterten. Am Ufer wurden sie freundlich empfangen, denn der Chefingenieur hatte seinen Plan gefaßt.

Es waren Mohawk aus der Caughnawaga-Reservation im Staate New York. Mit eigenen Augen wollten sie sehen und mit den Händen anfassen, was über dem Fluß gebaut wurde. Durch die ihnen angeborene Schwindelfreiheit hatten sie keine Mühe, rasch und behend zu den höchsten Trägern emporzuklettern. Zwischen der Dominion-River-Company und den Mohawk wurde ein Abkommen geschlossen. Die Indianer bewährten sich als Höhenmonteure und vollendeten die Brücke. Sie vollbrachten das, wozu der weiße Mann nur mit Mühe fähig war. Seit diesem Beginn im Jahre 1886 nimmt der Stamm der Mohawk von der Familie der

Irokesen eine Sonderstellung ein. In Reiseführern der USA werden keine anderen Ureinwohner so häufig genannt, denn Wolkenkratzer und Brücken entstanden mit ihrer Hilfe. Und es fehlt auch nicht der Hinweis, daß die Mohawk-Höhenmonteure zu den bestbezahlten Indianern in den USA gehören. Das stimmt. Sie bekommen in der Tat viel Geld. Nämlich fast die Hälfte jener Tarife, die für Weiße gelten.
Die Mohawk zählen zu den gefragten indianischen Facharbeitern. Dadurch wurden sie mehr als manche anderen Indianer mit dem kapitalistischen Ausbeutungssystem konfrontiert. So waren es auch vor allem Angehörige dieses Stammes, die im Spätherbst 1969 eine aufsehenerregende Aktion einleiteten und damit begannen, einen Schlußstrich unter manche alte Stammesfehde zu ziehen.

Fakten und Zahlen

Im 17. Jahrhundert drangen englische und holländische Kolonisatoren in die Indianergebiete an der Ostküste Nordamerikas ein. Die Eroberer waren den noch in der Gentilgesellschaft lebenden Ureinwohner weit überlegen – ökonomisch, gesellschaftlich und technisch.
Der erste Indianerkrieg in Nordamerika wurde 1622 gegen die Algonkin-Stämme geführt. Die offizielle Statistik des US-Kriegsministeriums zählt 51 weitere Indianerkriege. In dem Massaker am Wounded Knee am 29. Dezember 1890 töteten Kavalleristen nochmals 170 Männer, Frauen und Kinder verschiedener Stämme.
Die Zahl der Indianer war in dieser Zeit von einer knappen Million auf 220000 zurückgegangen. Im Laufe der Jahrhunderte wurden insgesamt 75 Millionen Indianer ausgerottet: ermordet, ausgehungert und von eingeschleppten Seuchen dahingerafft. Experten berechneten, daß die Kosten pro getöteten Indianer etwa eine Million Dollar betrugen.
Die herrschende Klasse der USA ließ sich den Völkermord etwas kosten. Er brachte ihr reichen Profit. Von den 9363353 km² Fläche der USA stehen den Indianern heute nur noch rund 200000 km² zur Verfügung. Davon sind nur ganze 14000 km² landwirtschaftlich nutzbar. Vor 100 Jahren waren die Reservatsgebiete noch mehr als dreimal so groß.
Bei Erdöl- und Erzfunden mußten die Indianer ihr Land zu Schleuderpreisen abgeben. Von 389 Verträgen, die die Regierung in Washington seit Bestehen der USA mit den Indianern geschlossen hatte, wurden 371 wieder einseitig gebrochen. Erst seit 1924 gelten die Indianer als Staatsbürger der USA. Aber noch heute leben sie unter der Vormundschaft des „Bureau of Indian Affärs" (Büro für Indianische Angelegenheiten – BIA), das 1824 als Abteilung des US-Kriegsministeriums gegründet wurde und jetzt dem Innenministerium untersteht. Auf jeweils etwa 20 Indianer entfällt heute ein „Betreuer" des BIA.
Gegenwärtig lebt in den USA wieder eine knappe Million Indianer (etwa 30% in Reservaten, 50% in Städten, 20% in ländlichen Gebieten), was vor allem auf Verbesserungen im Gesundheitswesen zurückgeführt wird. Aber selbst offizielle Statistiken zeigen dieses Bild: Die Lebenserwartung der Indianer beträgt nur 43 Jahre im Gegensatz zu 71 Jahren US-Durchschnitt. Die Kindersterblichkeit liegt um 50% höher, und Tbk tritt siebenmal häufiger auf als bei Weißen. 95% aller Wohnungen in den Reservaten sind Behelfsunterkünfte. Die Arbeitslosigkeit schwankt zwischen 50% und 90%. Offiziell leben 40% unter der Armutsgrenze. Die Schulzeit für Indianerkinder liegt zwei, drei Jahre unter dem Landesdurchschnitt. Die Selbstmordquote ist hingegen fünfzehnmal höher.
Zu keiner Zeit haben sich die Indianer mit ihrem Schicksal abgefunden. Die Namen großer Häuptlinge – Metacom, Pontiac, Tecumseh, Osceola, Geronimo, Tatanka Yotanka und viele andere – wurden in der Vergangenheit zu Symbolen des Kampfes um Freiheit und Menschenrechte. Ein neuer Aufschwung begann vor reichlich zehn Jahren. Zu jener Zeit gab es in den USA rund 1000 verschiedene Indianerorganisationen. Etwa 80% standen unter dem Einfluß von Weißen oder korrumpierten Indianern, und nur ganz wenige verstanden sich als Vertreter der nationalen Befreiungsbewegung.
Am 28. Juli 1968 bildeten 20 fortschrittliche Indianerorganisationen in Minneapolis (Minnesota) die „American Indian Movement" (Amerikanische Indianer-Bewegung – AIM). Russel Means gilt heute als einer ihrer profiliertesten Führer. Bis Ende 1969 wirkte die AIM nur in Minneapolis. Dann bildeten sich auch anderenorts Gruppen. Die Aktion, die im November 1969 begann, wurde von einer indianischen Jugendorganisation eingeleitet.

Kaltes Novemberwasser

Bis jetzt hatte alles geklappt. Die fünf jungen Männer waren keinem Cop begegnet, der sie möglicherweise nach dem Inhalt der eigenartigen Pakete gefragt hätte, die sie bei sich trugen. Sie hatten rasch den Aquatic Park hinter sich gelassen und standen nun auf der schmalen Landzunge, die in die Franzisco Bay hineinreichte.
Für das Vorhaben, unbemerkt hierher zu gelangen, erwiesen sich die frühe Morgenstunde und der Nebel, der vom Golden Gate herüberzog, schon günstig, aber für das nun folgende Unternehmen schien der Zeitpunkt denkbar schlecht gewählt. Das Wasser war kalt, teuflisch kalt. Richard Oakes stellte das mit leicht besorgter Miene fest. Aber dann erinnerte er sich an das, was seinen Vorvätern so oft nachgerühmt wurde: Indianer lassen sich Schmerzen nicht anmerken, durchstehen Qualen

INDIANER AUF ALCATRAZ

mit unbewegtem Gesicht! Außerdem gab es Schlimmeres als kaltes Wasser. Und ein Mohawk, der wie eine Gazelle klettern konnte, wollte schon zeigen, daß er auch im nassen Element nicht zu schlagen war.
Richard Oakes, 25 Jahre alt, Stahlwerker von Beruf, gab seinen Begleitern einen Wink. Rasch entledigten sich alle der Kleidungsstücke, packten die Sachen in die kleinen wasserdichten Säcke und verschnürten das Ganze ordentlich. Dann befestigten sie das Gepäck an ihren Körpern.
Langsam glitten die Indianer ins Wasser, entfernten sich dann mit kräftigen Stößen vom Ufer. Ihr Ziel, etwa eine Meile von der Landzunge entfernt, war für Leser amerikanischer Kriminalromane ein Begriff: Alcatraz Island, berüchtigte Zuchthausinsel in der Bucht von San Franzisko, sicherer Verwahrungsort für viele Schwerverbrecher seit mehr als 100 Jahren.
Einige Zeit vorher hatten die Justizbehörden das Zuchthaus aufgelöst und erklärt, die Insel ihrem Schicksal überlassen zu wollen. Junge Indianer – Studenten und Arbeiter – erinnerten sich an den Vertrag von Laramie aus dem Jahre 1868: Land, das von der Regierung nicht mehr genutzt wird, soll den Indianern zurückgegeben werden. Sie hatten dann noch herausgefunden, das Alcatraz Island überdies zu keiner Zeit von den einst dort wohnenden kalifornischen Stämmen abgekauft worden war. So beschlossen die Indianer, Alcatraz wieder in Besitz zu nehmen. Richard Oakes wurde mit der Leitung des Unternehmens beauftragt, und er wollte es sich nicht nehmen lassen, vorher noch selbst den Zustand der Insel zu erkunden. Deshalb nahmen er und seine Begleiter die Strapazen des Schwimmens auf sich.
Als gutes Omen betrachteten es die fünf Indianer, daß im gleichen Augenblick, als sie erschöpft und dennoch glücklich die Felseninsel erreicht hatten, erste Sonnenstrahlen die Nebelfront über der Bucht aufzulösen begannen.
Oakes und seine Freunde öffneten die Säcke; fast alles war trocken geblieben. Sie frottierten sich rasch ab, zogen sich an. Dann begannen sie ihre Erkundungen. Die ehemaligen Zuchthausanlagen nahmen sie sich noch gemeinsam vor, die anderen Aufgaben teilten sie untereinander auf. Stunden später trafen sie sich wieder. Außer ihnen gab es keine fremde Menschenseele auf der acht Hektar großen Insel. Manches war schon recht verfallen. Aber das geplante Vorhaben konnte anlaufen.
Die Indianer hatten absichtlich auf Walkie-talkies verzichtet. Zur vereinbarten Stunde informierten sie ihre jenseits des Wassers am Aquatic Park wartenden Freunde auf traditionelle Weise. Der kleine Holzstapel brannte, und der aufsteigende Rauch signalisierte den Beginn der Operation Alcatraz.
Am 21. November 1969 tuckerte ein gechartertes Motorboot durch die Bucht von San Franzisko und legte am alten Kai von Alcatraz an. Etwa 100 Indianer besetzten die Insel, zumeist jüngere, darunter viele mit ihren Kindern. Sie nannten sich „Indians of All Tribes“ (Indianer aller Stämme). Die schon vorher gewählten „Vier“ übernahmen die Leitung. Neben dem Mohawk Richard Oakes waren das der Sioux John Trudell, die kalifornische Yurok-Indianerin Carol Williams und Grace Thorpe vom Stamme der Sauk.

Gerechtigkeit für Wa-Tho-Huck

Grace Thorpe wurde mit besonderer Herzlichkeit begrüßt. Ihr Vater Wa-Tho-Huck (Leuchtender Pfad) hatte einst unter dem Namen Jim Thorpe Schlagzeilen gemacht. Bei den Olympischen Spielen 1912 in Stockholm gewann er die Goldmedaille im Fünf- und Zehnkampf und belegte außerdem gute Plätze im Hoch- und Weitsprung. Er kehrte als Star seiner Olympiamannschaft in die USA zurück.
Daß einem Indianer diese Rolle zugefallen war, mißfiel den weißen Rassisten. Sie inszenierten eine üble Verleumdungskampagne und behaupteten, Thorpe habe vor Jahren als Baseballspieler einmal Geld angenommen, sei also gar kein Amateur. Das Olympische Komitee der USA verlangte vom IOC, Thorpe die Goldmedaillen wieder abzunehmen. Was auch geschah. Wa-Tho-Huck ging es dann so, wie vielen anderen einst gefeierten farbigen Athleten in den USA. Sein Weg führte in Armut und Elend. 1953 ist er in einem Obdachlosenasyl gestorben.
Der Name Thorpe aber blieb unvergessen. Seine Tochter kämpfte für die Rehabilitierung, unterstützt von vielen anderen Indianern. Sie legte Dokumente vor, die die Haltlosigkeit der Anschuldigungen gegen ihren Vater wiederlegten. Schließlich setzte sich sogar der damalige US-Präsident Gerald Ford für Jim Thorpe ein. Er schrieb einen Brief an das IOC und verlangte die Wiedergutmachung des Unrechts.
Während der Olympischen Spiele 1976 in Montreal

befaßte sich das IOC wiederum mit dem „Fall" Thorpe, ohne sich jedoch zu einer Rehabilitierung des Indianers durchringen zu können. Das sei formal nicht möglich, hieß es; aber auch folgender Satz stand im Kommunique: „Thorpe ist durch die Geschichte längst rehabilitiert!"

Ein Brief an den Großen Weißen Vater

In Alcatraz stand also die Tochter des einst so gedemütigten Indianers mit an der Spitze der Organisation „Indians of All Tribes", welche anderthalb Jahre lang für Aufsehen in aller Welt sorgte. Die zurückhaltende Vorsicht, mit der noch das Erkundungskommando zu Werke gegangen war, wurde aufgegeben. Offiziell machten jetzt die Indianer ihre Forderungen geltend. An US-Präsident Richard Nixon richteten sie eine Proklamation. Mit bitterer Ironie gaben sie damit eine treffende Persiflage auf die Methoden der Kolonisatoren, die noch immer nicht der Vergangenheit angehörten.

Die wichtigsten Passagen des Schreibens hatten folgenden Wortlaut:

„An den Großen Weißen Vater und alle seine Leute!
Wir, die eingeborenen Amerikaner, fordern das als Insel Alcatraz bekannte Land im Namen aller amerikanischen Indianer aufgrund des Entdeckerrechts zurück. Wir wollen fair und ehrenhaft im Umgang mit den weißen Einwohnern des Landes sein und bieten deshalb folgenden Vertrag an:
Wir sind bereit, Alcatraz gegen Glasperlen und farbiges Tuch im Werte von vierundzwanzig Dollar ($ 24) einzutauschen.
Das ist vergleichbar mit einem Geschäft, durch das der weiße Mann vor etwa 300 Jahren eine ähnliche Insel von uns erworben hat. Allerdings sind 24 Dollar in Waren für dieses 16 Acres große Eiland mehr als das, was an uns für den Verkauf von Manhatten bezahlt wurde, aber wir wissen, daß der Wert des Bodens im Laufe der Jahre gestiegen ist. Unser Angebot von 1,24 Dollar pro Acre ist auch beträchtlich höher und großzügiger als jene 47 Cent pro Acre, die die Weißen heutzutage den kalifornischen Indianern für ihr Land zahlen.
Diese Insel – Alcatraz genannt – ist für Indianer mehr als geeignet, da sie den Standards entspricht, die der weiße Mann für die meisten indianischen Reservate gesetzt hat:

1. Sie ist isoliert von den modernen Einrichtungen und hat keine Transportmittel.
2. Sie hat kein fließendes Wasser.
3. Die sanitären Einrichtungen sind ungenügend.
4. Es gibt keine Öl- und Erzschürfrechte.
5. Es gibt keine Industrie, und die Arbeitslosigkeit ist groß.
6. Es gibt keine Gesundheitsfürsorge.
7. Der Boden ist felsig und unfruchtbar, und es gibt kein Wild.
8. Es gibt hier keine Schulen.
9. Das Land kann auch von seiner Größe her die Bevölkerung nicht ernähren.
10. Die Menschen leben in Gefangenschaft und in Abhängigkeit von anderen.

Schiffe aus der ganzen Welt – die in das Golden Gate einfahren – erblicken nunmehr zuerst indianisches Land und werden an die wahre Geschichte dieser Nation erinnert. Wenn auch Weiße auf Alcatraz leben wollen, so überlassen wir ihnen einen Teil der Insel. Wir werden ein Büro für die Angelegenheiten der Bleichgesichter gründen, das für immer die Treuhänderschaft über die Wohnsitze der Weißen ausüben soll.
Wir werden die Bleichgesichter unterweisen, in der richtigen Art zu leben. Wir werden ihnen unsere Religion anbieten, um ihnen zu helfen, unser Niveau der Zivilisation zu erreichen und sie und alle ihre weißen Brüder auf diese Weise aus ihrem wilden und unaufgeklärten Zustand zu befreien.
Wir bieten diesen Vertrag in gutem Glauben an. Er soll gelten, solange die Sonne aufgeht und die Flüsse ins Meer fließen.
Die Indianer aller Stämme
Alcatraz, San Franzisko, Kalifornien."

Universität des Sturmvogels

Die Regierung in Washington verlangte die Räumung der Insel, was jedoch die Indianer ganz entschieden ablehnten. Ihre Aktion hatte landesweite Sympathie gefunden. Einfache Amerikaner und solche mit berühmten Namen – Jane Fonda, Marlon Brando und andere – erklärten ihre Solidarität. So waren die Behörden vorerst gezwungen, auf Gewalt zu verzichten, obwohl sie unter mächtigem Druck standen: Der Erdölmilliardär Hunt aus Texas, Drahtzieher des Mordes an Präsident Kennedy, hatte ein Auge auf Alcatraz geworfen. Mit Bundesbehörden und Bauunternehmern liefen Verhandlungen. Er wollte Alcatraz kaufen und „etwas daraus machen": eine Spielhölle, ein Superluxushotel oder ein ähnliches profitbringendes Unternehmen. Vorläufig aber kam Hunt noch nicht zum Zuge, und die Indianer auf Alcatraz zeigten, daß man ein solches Land viel sinnvoller nutzen kann: Sie gründeten einen Kindergarten und eine Schule.
Es war die erste rein indianische Schule der USA. Den Kindern der Inselbesetzer wurden die Geschichte der indianischen Völker und indianische Dichtung, vor allem aber Indianersprachen gelehrt. Altes Kulturgut, das zu versinken drohte, sollte bewahrt werden. Die Losung von der „Rettung der Seele des indianischen Volkes" stand über allem.
Das freilich mutete noch ziemlich unkonkret an. Mit kulturellen Forderungen allein war das Pro-

blem der Indianer nicht zu lösen. Die Notwendigkeit des politischen Kampfes gegen den Imperialismus – mit der nationalen und internationalen Arbeiterbewegung als objektiven Bündnispartnern – wurde erst später und sehr langsam erkannt. Aber Alcatraz war ein Anfang, rüttelte auf.

Die Indianer hatten auf der Insel eine Rundfunkstation installiert. Dreimal in der Woche liefen Programme zur indianischen Geschichte und Kultur über den Äther.

Das war eine Sensation und traf genau mit dem Begehren der meisten Massenmedien zusammen. Berichte zur alten Indianerkultur zeigten keine politische Brisanz, wirkten aber aufsehenerregend, weil sie vom ersten Indianersender der Staaten kamen. Etwa die Hälfte der Rundfunkstationen des Landes übernahmen Teile der Reportagen in ihr Programm. Die Aktion Alcatraz erreichte dadurch großes Aufsehen.

Viele Touristen kamen nach San Franzisko, Schiffe mit Neugierigen kreuzten durch die Bucht. Vor allem jedoch kamen Indianer. Zwanzigtausend insgesamt, aus allen Teilen der USA, auch aus Kanada, sogar aus Südamerika.

Zum ersten Mal in der Geschichte herrschte indianische Solidarität von Alaska bis Feuerland. Spenden flossen nach Alcatraz, die Ärmsten der Armen brachten Opfer. Das nächste Vorhaben rückte in greifbare Nähe. Die „Universität des Sturmvogels", eine indianische Hochschule, sollte auf der Insel gegründet werden, ebenfalls mit dem Ziel, indianische Geschichte, alte indianische Philosophie zu verbreiten. Geplant waren auch ein Forschungszentrum für Umweltschutz, ein Informationszentrum, eine Bibliothek, eine indianische Presseagentur. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen.

Zuerst erprobte die Nixon-Administration ein schon wiederholt praktiziertes Rezept. Es wurde versucht, die Bewegung zu spalten. Einige der prominentesten Indianerführer bekamen lukrative Angebote für Beamtenposten. Die Mehrzahl dieser Korrumpierungsversuche aber schlug fehl.

Daraufhin wurden „Pannen" organisiert. Nahrungsgüter und andere lebensnotwendige Dinge mußten mit Schiffen nach Alcatraz gebracht werden. Und das funktionierte immer schlechter. Lebensmitteltransporte fielen aus, oft fehlte es tagelang an Wasser, dieElektrizitätsversorgung klappte nicht mehr. So stumpfte die anfängliche Begeisterung ab, nicht wenige der Indianer resignierten. Die Anzahl der Inselbewohner ging zurück.

Aus Washington kam dann die Offerte, die Regierung werde auf Alcatraz einen „Indianerpark" einrichten. Mit der Reduzierung des gesamten Vorhabens auf eine Touristenattraktion, auf ein Reklamemuseum waren die „Indians of All Tribes" jedoch nicht einverstanden. Eine kleine Gruppe beharrte auf den ursprünglichen Zielen, und diese gingen weiter als die Museumspläne.

Im Frühjahr 1971 wurden die letzten auf Alcatraz verbliebenen Indianer vertrieben. FBI-Beamte gingen mit brutaler Gewalt vor und drohten noch Schlimmeres an: Die Insel sei zum militärischen Sperrgebiet erklärt worden, sagten die G-men und Näheres brauche man da wohl nicht zu erläutern!

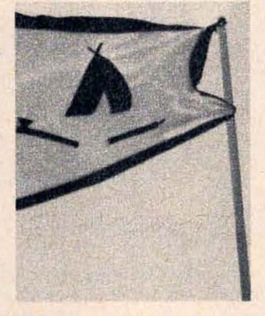
In Wirklichkeit jedoch besorgte das FBI hier nur die Geschäfte eines Konsortiums von Bodenspekulanten. Der Vertrag von Laramie wurde ein weiteres Mal gebrochen, und selbst das Versprechen zum Einrichten des Indianerparkes galt nicht mehr. Auf Alcatraz wurde ein Hotelkomplex errichtet, tausendfach profitträchtiger als ein Museum je sein konnte.

Mit der Operation Alcatraz aber hatten die „Indians of All Tribes" ein Signal gegeben. Zahlreiche neue „Alcatraz" folgten. Indianer nahmen Gelände in Besitz, das die Behörden aufgegeben hatten. Ein Berg in den Black Hills, verlassene Forts, unbewohnte Inseln wurden besetzt. Im November 1972 zogen Indianer aus allen Teilen der USA auf dem „Pfad der gebrochenen Verträge" nach Washington, überreichten ihre Forderungen und besetzten das Gebäude des BIA. Auch für solches gemeinsames Handeln vieler Stämme hatte die Aktion Alcatraz den Auftakt gegeben.

Im Jahre 1973 sorgten die Vorgänge von Wounded Knee für weltweites Aufsehen, und seither war es vor allem die AIM, die den gerechten Kampf der Indianer in den USA organisierte. Seither aber stehen auch das FBI und andere Behörden im ununterbrochenen Terroreinsatz gegen die Ureinwohner des Kontinents: Verhaftungen und Prozesse, Mordanschläge und Morde wechseln einander ab. Auch Richard Oakes, der Indianerführer auf Alcatraz, gehört zu den Opfern.

Der Kampf der Indianer um nationale Befreiung und Menschenrechte konnte dadurch nicht unterdrückt werden. Der Beschluß von Delegierten aus 160 Stämmen auf einer Konferenz in der Navaho-Hauptstadt Window Rock, eine gemeinsame Kampforganisation zu bilden, und ein fünf Monate währender und 5000 Kilometer langer Protestmarsch durch die USA waren Höhepunkte im Jahre 1978.

Über Aktionen von Wounded Knee bis Window Rock berichten wir im nächsten Heft.



Hilfe! – Keine Hilfe?

Aus Ludwigsfelde schrieb uns Viola Schwartz: An dem Tag, als das jüngste Kind der Familie geboren wurde, trat ihr Mann den Grundwehrdienst an. Nunmehr steht sie mit ihren drei Kindern allein da und es gibt im Alltag wie in der Kindererziehung mancherlei Probleme. Nach den bisherigen Veröffentlichungen in den Heften 4/80, 5/80 und 6/80 schließen wir die Leserdiskussion mit Auszügen aus weiteren Zuschriften heute ab.

Es sind natürlich schon außergewöhnlich schwierige persönliche Verhältnisse, mit denen Violas Familie fertig werden muß. Aber andererseits muß man immer wieder und gerade jetzt die gefährliche politische Weltlage sehen, bei der wir es uns unter keinen Umständen leisten könnten, Abstriche an der ständigen Einsatz- und Gefechtsbereitschaft der Truppe zu gestatten.
Unteroffizier d. R. Rainer Leest, Meyenburg

Bei uns im Haus wohnt auch eine junge Mutti, deren Mann bei der Armee ist. Als sie krank wurde, fand sich sofort jemand, der sich um sie kümmerte, für sie einkaufen ging und auf andere Weise half. Selbstverständlich haben wir ihr auch die große „Kehrordnung" abgenommen. Da wird nicht diskutiert, da braucht sie nicht zu betteln, da wird ganz einfach gehandelt.
Wilhelm Holl, Erfurt

Mein Mann und ich arbeiten ebenfalls im IFA-Werk Ludwigsfelde. Von unserem Betrieb sind wir in höchstem Maße enttäuscht. Zur Zeit habe ich noch das Babyjahr, und so lange ich jetzt zu Hause bin, habe ich vom Betrieb nichts mehr gehört und gesehen. Das Weihnachtsgeld für die Kinder hat man uns über die Oma zukommen lassen; auch das finde ich nicht schön.
Angelika Sabath, Struveshof

Die von Viola dargelegten Probleme verschärfen sich noch bei Erkrankung der Kinder! Die Unterstützung durch Betriebe usw. erschöpft sich meistens leider in theoretischen Abhandlungen. Die Probleme werden kaum von den Mitmenschen gelindert, wobei es auf dem Dorf vielleicht noch eher Nachbarn und Freunde gibt, die unsere Frauen unterstützen.
Soldat Gunter Fuchs

Die Lösung vieler mit der Einberufung verbundener Familienprobleme liegt meines Erachtens nicht in erster Linie bei der Armee, sondern bei dem Verständnis und der Hilfe, die diesen Familien von Mitbürgern und gesellschaftlichen Kräften entgegengebracht wird.
Major G. Fleischhammer

Was die sozialpolitischen Maßnahmen betrifft, die den Soldatenfrauen zugute kommen, so finde ich die jedenfalls prima. Meine Familie wurde in der Beziehung sehr gut unterstützt.
Manfred Burmann, Magdeburg

Mein Bruder dient zur Zeit bei der NVA. In dem Dorf, in dem seine Familie wohnt, kann seine Frau auf die Unterstützung des Bürgermeisters und aller Nachbarn zählen, denn dort scheint man zu wissen, was es heißt, Soldatenfrau zu sein.
Unteroffizier d. R. Udo Neumann, Mühlhausen

Mir fällt die Trennung auch nicht gerade leicht. Aber ich glaube, Frau Schwartz ist sich gar nicht bewußt, warum und wofür ihr Mann seinen Wehrdienst versieht. Außerdem: Hat sie denn niemals daran gedacht, daß er noch eingezogen werden kann? Hat sie sich nicht darauf vorbereitet? Ich weiß nicht, aber ich sehe einfach keinen Sinn in ihren Hilferufen.
Petra W., Frankfurt (Oder)

Anfangs war die Trennung schwer zu verkraften, auch für die Kinder – obgleich mein neunjähriger Alexander sehr, sehr stolz auf seinen Vater ist. Mein Mann kam in seinem Urlaub auch schon in die Schule und erzählte den Kindern von der Armee. Ebenso kümmerten sich die Kinder rührend mit kleinen Geschenken, Aufmerksamkeiten, Bildern und Briefen um den Soldaten Böhm. Und daß wir den Frieden brauchen, wissen natürlich auch sie schon. Trotzdem fehlt der Mann an allen Ecken und Enden, das fängt bei dem kaputten Fahrrad und dem nicht heizenden Ofen an. Der Große hat zudem eine große Schwäche – nicht etwa Süßigkeiten. Seine Schwäche heißt Mathematik, und die ist alles andere als süß. Eine versetzungsgefährdete Situation ist nicht auszuschließen. Früher übte mein Mann mit ihm, er kann alles besser erklären ohne gleich hochzugehen. Dazu meine Arbeit, 14 km weg von hier; das sind jeden Tag zwei Stunden Fahrt. Dazu die kranke Oma und das Haus. Im Keller ist Wasser, aber wenn kein Mann da ist, der den Anschluß aufgräbt, ist niemand zuständig. Bei minus 10 Grad im Winter mit Gummistiefeln Kohlen holen, die dann nicht brennen, weil sie naß sind – da helfen selbst die phantasievollsten Vorstellungen von Wärme nicht mehr. Da kommen schon solche Fragen auf, ob wohl die finanzielle Unterstützung durch den Staat das alleinige ist. Man benötigt genauso dringend ein offenes Ohr für seine Probleme.
Sabine Böhm, Tiefenort

Zwar haben wir noch keine Kinder, aber wir sind Trennung gewöhnt, da mein Mann zur See gefahren ist. Ich glaube jedoch, daß es manchmal eben Dinge gibt, wo einem kein Fremder helfen kann.
Dagmar Horn, Rostock

Als Berufstätige und dazu noch allein kann sich meine Frau nicht so intensiv mit unseren schulpflichtigen Kindern beschäftigen; so kam es zu einem Leistungsabfall meines Sohnes. Auch meine Tochter müßte viel mehr üben. Folglich ist meine Frau so nervös, daß sie dringend Urlaub von den Kindern brauchte. Deshalb verstehe ich nicht, daß meine Tochter von der Liste des Kinderferienlagers (KWO Oberspree, Vacha) wieder gestrichen wurde.
Soldat Gotthelf Böhm

Die Aufgabe, ihre Kinder zu bewußten, verantwortungsvollen Menschen zu erziehen, kann der Viola Schwartz in ihrer Situation keiner abnehmen. Bekannte, Freunde und Arbeitskollegen können ihr dafür einen Rat geben, aber mehr nicht; sicherlich ist es auch möglich, ihr gewisse schwere Arbeiten abzunehmen. Aber all das ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Es hängt auch von der Härte der Frauen ab, wie

sie sich im Leben zurechtfinden, wie sie es meistern und gestalten.
Soldat Roger Hönecke

Meine Kinder wurden auch aufsässig, als sie merkten, daß ihr Vater nicht jeden Tag nach Hause kam. Da ich nervlich nicht stark genug bin und keinen echten Freundeskreis habe, gab ich oft nach, so daß ich sie nicht mehr halten kann. Wenn sie im Haus mal etwas anstellen, heißt es nur: „Das waren die Gören vom Armisten!" Das alles macht mich unwahrscheinlich kaputt.
Ilona Arendt, Rostock

Ich habe hier eine ehemalige Schulfreundin. Wir besuchen uns gegenseitig, fahren auch mal mit dem Auto weg. Dadurch vergeht die Zeit. Ich finde, man muß sich dem Leben anpassen. Ein bißchen Unternehmungsgeist hilft über manches hinweg.
Ivon Taubert, Warnstedt

Bei einer jungen Soldatenfrau wird oft sehr aufgepaßt, wer ihr hilft. Ist es gar ein Mann in jüngeren Jahren, wird sehr oft abfällig darüber gesprochen. Auch Geschlechtsverkehr „mit dem" wird ihr angedichtet.
Michael G., Rostock

Namens unserer Leitung und der BGL möchte ich ebenfalls meine Meinung sagen. Die landwirtschaftlichen Betriebe sind unmittelbar auch mit häuslichen Sorgen und Nöten konfrontiert, beispielsweise mit der Bewirtschaftung der Gärten, mit Wohnungsfragen, der Unterstützung bei der Futterbereitstellung für die individuelle Tierhaltung und ähnliches. Das Alleinsein der Soldatenfrauen in der Dorfgemeinschaft wird durch das Tür-an-Tür-wohnen von Verwandten, Bekannten und Arbeitskollegen abgeschwächt.
Im Dorf kennen sich die Familien vom gesamten häuslichen Zusammenleben; an Betriebsfeiern ist zum Beispiel das ganze Dorf beteiligt. Viele Probleme, die in der AR-Leserdiskussion eine Rolle spielen, treten da gar nicht erst auf.
Direktor Schößler,
VEG (Z) Tierzucht Jürgenstorf,
Abteilung Basepohl

Mein Mann ist Grenzsoldat und ich bin auch ein bißchen stolz auf ihn. Zuerst dachte ich auch, mir wächst alles über den Kopf – zumal ich im Schichtdienst tätig bin. Ich bekomme aber viel Unterstützung von meinen Eltern und Arbeitskolleginnen, besonders von meiner Nachbarin. Viola sollte nicht alles so pessimistisch sehen und auch den Mut haben, jemanden um Hilfe zu bitten.
Christina Srocke, Halle

Ich finde auch, daß Viola ziemlich abgekapselt von ihrer Umwelt lebt und darauf wartet, daß die Mitmenschen auf sie zukommen müßten, um sie zu trösten. Aber mit dieser Einstellung wird sie nicht weit kommen. Jeder sollte also zuerst bei sich die Fehlerquellen suchen und sie beseitigen und nicht von vornherein immer nur andere für seine Situation verantwortlich machen.
Ines Senf, Creuzburg

Ich kann Viola nur empfehlen, die Nerven zu behalten – auch wenn es schwerfällt. Es gibt Schlimmeres.
Soldat Bernd Müller

Ich habe durch meinen Mann die Frau eines anderen Soldaten kennengelernt; wir stehen seitdem in eifrigem Briefwechsel. Denn am besten versteht man sich, wenn man die gleichen Probleme hat. Ich meine, es müßte mehr getan werden, daß die Soldatenfrauen den Dienst ihrer Männer auch wirklich als Ehrendienst betrachten. Vielleicht würden dann auch mehr Mädchen und Frauen einen längeren Dienst unterstützen.
Helma Hönke, Schrenz

Meine Kinder sind fünf und zwei Jahre alt. Zu unserem großen Glück haben wir jetzt die langersehnte große Wohnung bekommen. Aber Hilfe gibt keiner von selbst; die meisten sind ja der Meinung, dies mußten wir auch alle selbst durchstehen, warum Ihr nicht?
Helga Persicke, Gera



Ich kann Viola im Grunde nur bedauern. Nicht etwa, weil ihr Mann erst jetzt zur Armee gekommen ist, sondern weil diese junge Frau so kontaktarm ist und speziell in der Hausgemeinschaft gar niemanden finden will, der ihr mal hilft.
Wolf Witzig, Lutherstadt Wittenberg

Ich kann nur sagen: Arme Viola – und nehme sie in Gedanken in den Arm. Die Hausbewohner sollten sich schämen.
Kornelia Buchholz, Benneckenstein

So allein wie Viola sich hinstellt, ist doch niemand bei uns. Das ist doch einfach unmöglich.
Jeanette Schmidt, Eisenhüttenstadt

Man kann selbst viel tun, damit einem geholfen wird. Viola macht sich die Sache zu schwer und tut sich selbst zu sehr leid. Sie muß ihr Selbstmitleid überwinden.
Martina Seidel, Brand-Erbisdorf

Mit ist das schon peinlich, so sehr bemühen sich alle im Haus um mich. Dabei wohnen wir gerade erst ein halbes Jahr hier. Alle fragen: „Na, wie geht's Ihnen denn, was macht Ihr Mann?" Neulich kam Renate Sommer, eine Kollegin meines Mannes, mit ihrem Gerhard, und sie tapezierten ganz selbstverständlich meine Küche.
Mein Mann arbeitet im IFA-Werk. Die Familie Sommer fuhr mit mir auch ins Lazarett, als mein Mann dort lag. Es ist schön, wenn man solche Anteilnahme und aktive Hilfe spürt. Das gibt mir so ein Gefühl der Sicherheit und überträgt sich auch auf meinen Mann und seinen Dienst.
Heike Berg, Ludwigsfelde

Leicht haben wir es auch nicht, aber wir haben uns gemeinsam so gut es ging auf die Armeezeit eingestellt. Der DFD veranstaltete ein Forum, wo man sich auf alle möglichen Fragen eine Antwort holen konnte – Vertreter des Wehrkreiskommandos waren da, der Versicherung und des Rates der Stadt. Vor allem aber haben wir uns immer gesagt: Der Armeedienst muß sein, das nützt uns allen. Jammern hilft nicht. So halte ich es auch jetzt.
Bärbel Philipp, Gera

Das Mädchen auf dem Foto von Lutz Körner ist nicht mit hier genannten Personen identisch.



Bundeswehr hat 3 Millionen Reservisten

In der Bundeswehr sind bisher etwa drei Millionen BRD-Bürger für den Krieg ausgebildet worden. 800000 davon gehören zur sogenannten Alarmreserve, mit deren Hilfe die BRD-Streitkräfte in kürzester Zeit auf eine Kriegsstärke von 1,3 Millionen Mann gebracht werden sollen. Um ihre Einsatzfähigkeit auf einem möglichst hohen Stand zu halten, werden – so teilte das Bundeswehrministerium Anfang Mai mit – nunmehr jährlich 190000 Reservisten anstattt wie bisher 130000 zu „Wehrübungen" einberufen. Gleichzeitig wird die Zahl der Mobilmachungsübungen in diesem Jahr um rund 50 Prozent erhöht. (Das Foto zeigt Angehörige der Bundeswehr bei der Ausbildung an der 175-mm-Kanone auf SFL, mit der auch Kernsprenggranaten verschossen werden können.) „Speziell der Mobilisierung von Reservisten" werde in der gesamten NATO im Zusammenhang mit dem Langzeitrüstungsprogramm „bis in die 90er Jahre hinein große Bedeutung beigemessen", erklärte Anfang des Jahres der Präsident des „Verbandes der Reservisten der Deutschen Bundeswehr e. V.", Fregattenkapitän d. R. Heinz-Detleff Drape (CDU). Er sprach sich zugleich für eine wirksamere „Nutzung der Reservisten" aus. Seine Organisation unterstütze die Bundeswehr bereits in „erheblichem Maße". Dem Reservisten-Verband werden für seine Aktivitäten aus dem BRD-Haushalt jährlich 13 Millionen DM zur Verfügung gestellt. Er zählt 77000 Mitglieder. Fast 90 Prozent sind jünger als 40 Jahre. In über 1500 Orten der BRD bestehen „Reservistenarbeitsgemeinschaften" bzw. „Reservistenkameradschaften", die zur „militärischen Förderung" der Reservisten beitragen und auch in der Öffentlichkeit „politisch handeln", und zwar „im Familienkreis, am Arbeitsplatz, in der Bundeswehr, in Sportvereinen und am Stammtisch". 1979 wurden u. a. 23000 „verteidigungspolitische" Propaganda-Veranstaltungen mit über 600000 Teilnehmern durchgeführt. Zu der immer intensiveren „Zusammenarbeit mit der Bundeswehr auf den verschiedenen Ebenen" sagte Drape: „Wir sind nicht nur Partner, sondern wir sind Kameraden."

Fotos: ZB

FINABEL lautet die Bezeichnung für die älteste gemeinsame Arbeitsgruppe europäischer NATO-Staaten. Sie wurde bereits 1953 gegründet. Ihr gehören Frankreich, Italien, die Niederlande, Großbritannien, Belgien und seit 1956 die BRD an. Ziel ist, wie es in der BRD-Presse hieß, „die Förderung der militärischen Zusammenarbeit jener NATO-Staaten, deren Probleme und Bedarf vor allem wegen ihrer geographischen Lage vergleichbar sind". Ihre Schwerpunkte sind „Informationsaustausch, taktische und logistische Untersuchungen mit dem Ziel gemeinsamer Führungsvorschriften und gemeinsamer taktischer Konzepte, Studien über den Einsatz von Truppen und über Ausbildungsmethoden und -verfahren sowie die Festlegung gemeinsamer Kriterien für Rüstungsgüter und deren gemeinsame Erprobung".

Ägyptens Streitkräfte haben eine Stärke von 395000 Mann. Davon dienen 350000 in den Landstreitkräften, 25000 in der Luftwaffe und 20000 in der Kriegsmarine. Sie verfügen über 1600 Panzer, 612 Kampfflugzeuge und 73 Kriegsschiffe.

Waffen aus der BRD wollen Neuseeland und Australien kaufen. Interesse besteht vor allem an der Fregatte F 122, aber auch am Kampfpanzer „Leopard" und der sogenannten Feldhaubitze 70. Die BRD verspricht sich dafür von Australien besonders Rohstofflieferungen. „Im Gespräch sind vor allem Mangan, Chrom und Vanadium." Australien verfügt aber auch über Vorkommen an Kohle und Uran.

Ab Sommer 1981 sollen mehr als 100 neue Hubschrauber vom Typ Sikorsky UH-60A „Black Hawk" bei den US-Streitkräften in Westeuropa eingesetzt werden. Eine der neuen Maschinen, die die Standard-Hubschrauber UH-1 ersetzen sollen, war im April in Heidelberg vorgestellt worden. Der „Schwarze Falke" soll schneller, kampfstärker und weniger laut sein. Er kann unter extremen Wetterbedingungen eingesetzt werden und größere Lasten über längere Strecken transportieren. Bei einer Besatzung von vier Mann kann er eine vollausgerüstete Gruppe Infanterie aufnehmen. In den USA selbst soll die Army mehr als 1100 Stück dieses Hubschraubers erhalten.

Noch vor Jahresende soll, wie der NATO-Oberbefehlshaber für Europa, US-General Rogers, gefordert hat, eine Entscheidung über die Lagerung weiterer schwerer amerikanischer Kriegstechnik in Europa, vor allem in Dänemark und Norwegen, fallen. Sie ist für „Krisenfälle" bestimmt, in denen US-Luftlandeverbände an Ort und Stelle ausgerüstet werden sollen. Nach NATO-Plänen wird eine Einheit der USA-Marine ihr Material in Norwegen lagern, sagte der General. Die zusätzliche Technik werde auch kanadischen und britischen Truppen zur Verfügung stehen.

Keinen Grund für eine Freistellung von Theologen vom Dienst in der Bundeswehr gibt es nach Ansicht des evangelischen Militärbischofs, Dr. Lehming. Er sei überzeugt, meldete die BRD-Presseagentur DPA, daß Pfarrer, die ihren Militärdienst ableisten, viel sachlicher über das reden könnten, von dem sie bei einer Freistellung nichts wüßten. Lehming wies darauf hin, daß die evangelische Kirche schon 1971 erklärt hat, es gebe kein kirchliches Interesse an einer Freistellung von Theologen.

Nach Europa werden jährlich im Austauschverfahren 90000 US-Soldaten verlegt. Die Landstreitkräfte der USA nutzen gegenwärtig in der BRD rund 700 Kasernen, berichtete die Zeitschrift „Die Bundeswehr".

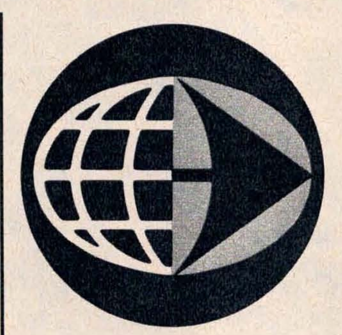
Austauschen wollen die BRD und die Türkei Piloten, Radarspezialisten und Fachleute für Fla-Raketen. Sie sollen jeweils ein bis zwei Jahre Dienst in den anderen Streitkräften tun, um ein Angleichen der Ausbildungsmethoden und Einsatzverfahren zu ermöglichen. Ein entsprechender Vertrag war im Frühjahr in Ankara unterzeichnet worden. Ähnliche Abkommen hat die Bundeswehr bereits mit den amerikanischen, den britischen und den französischen Streitkräften getroffen.

Der Endausbau der Artillerieschule des BRD-Heeres in Idar-Oberstein, mit dem jetzt begonnen wurde, soll mehr als 24 Millionen DM kosten. Nach dem Abschluß der Arbeiten, der für Ende 1981 geplant ist, wird dann auch die Raketen-Artillerieschule aus Geilenkirchen nach hier verlegt.

Noch stärker in der Bundeswehr nach dem Vorbild von Reichswehr und Hitler-Wehrmacht zu erziehen und auszubilden, hat Oberstleutnant Helmut von Arnim, Kommandeur eines Panzerartilleriebataillons des BRD-Heeres, gefordert. Er klagte, „alte Ausbildungsmethoden" würden immer mehr in Vergessenheit geraten, und sprach seine Befürchtung darüber aus, daß mit dem Ausscheiden der letzten „kriegsgedienten Offiziere" der faschistischen Armee sowohl deren Geist als auch ihre Erfahrungen in der Ausbildungsmethodik für die Bundeswehr verlorengingen.

Im Rahmen ihrer militärischen Interventionspolitik gegen die Völker des karibischen Raumes, besonders gegen die Republik Kuba, formierten die reaktionären Kreise der USA konterrevolutionäre Banden. Das Telefoto zeigt die Ausbildung von Exilkubanern bei einer militärischen Übung in Florida.





In einem Satz

An China „neben Defensivwaffen auch konventionelle offensive Waffensysteme" zu liefern, schließt, wie der BRD-Presse zu entnehmen war, die Regierung Großbritanniens nicht aus.

Beim Luftwaffenamt in Köln/Wahn ist nach Mitteilung des Bundeswehrministeriums ein „Flugbetriebszentrum" der BRD-Luftstreitkräfte eingerichtet worden, das größere Tiefflugübungen koordinieren und dafür sorgen soll, daß „der Luftraum entlang der Grenze zu den Warschauer-Pakt-Staaten stärker als bisher genutzt" wird.

Schwerpunkt der Ausbildung der in Westberlin stationierten Infanterie-Brigade der US-Armee ist das Training für den Straßenkampf, der mehrmals im Jahr in Abrißhäusern der Innenstadt geprobt wird, „weil hierbei die Soldaten vor Ort das lernen, was ihre Aufgabe ist".

In Washington, so stand in der „Welt", gibt es Pläne, nach denen Teile der BRD-Kriegsmarine „Kurs auf das Mittelmeer nehmen sollten, um der 6. US-Flotte Raum für den Einsatz" am Persischen Golf zu verschaffen.

Die Luftwaffe Argentiniens verfügt über 146 Kampfflugzeuge.

Zum Stellvertreter des Obersten NATO-Befehlshabers für Europa wurde als Nachfolger des pensionierten Bundeswehr-Generals Schmückle der bisherige Inspekteur der BRD-Kriegsmarine, Vizeadmiral Günter Luther, ernannt.

3000 „Cruise Missile" lassen die USA bei der Boeing Corporation bauen.

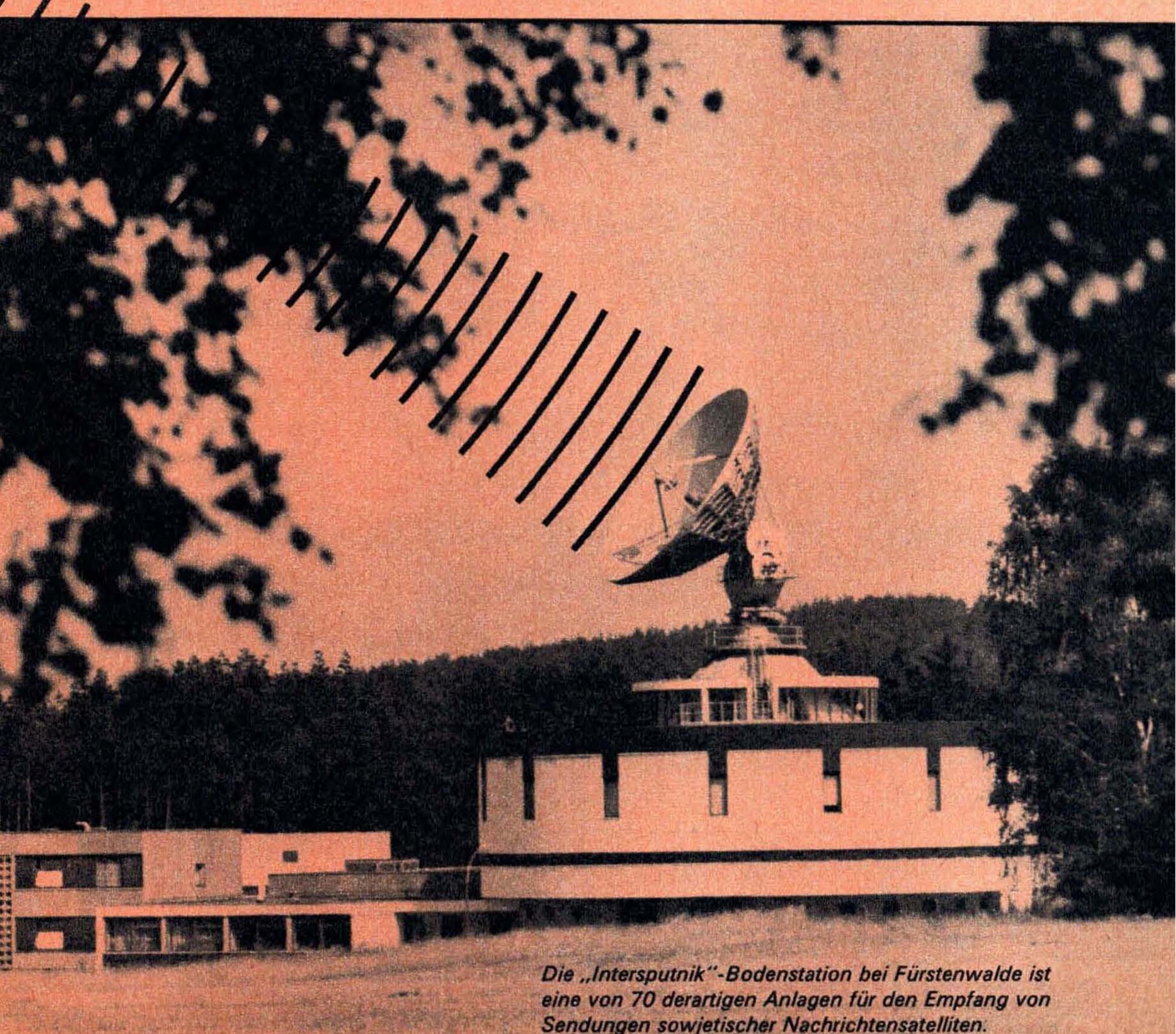
Gorisont überträgt Olympiageschehen

Via Intersputnik

Wenige Tage noch, und auf den Bildschirmen der Fernsehempfänger in aller Welt wird das Symbol der XXII. Olympischen Spiele erscheinen – live aus Moskau und den andern Austragungsorten in der Sowjetunion. Rund zweieinhalb Milliarden Zuschauer, fast die Hälfte der Weltbevölkerung, so rechnen die Organisatoren, werden das Geschehen in ihrem Heim miterleben.
Diese Möglichkeit, die Wettkämpfe als Augenzeuge unmittelbar verfolgen zu können – zur gleichen Zeit wie die am Ort des Geschehens weilenden Zuschauer – besteht noch nicht allzu lange, genauer gesagt, erst seit den Olympischen Spielen 1976 in Montreal. Bis dahin wurden die Sendungen mitgeschnitten, aufgezeichnet und danach über Satellit abgestrahlt. Allerdings mit technisch bedingter Verspätung von einigen Stunden.
Jedoch nicht nur für die Übertragung sportlicher Höhepunkte werden heutzutage Nachrichtensatelliten eingesetzt. Das Fernsehen via Satellit hat gerade in der Sowjetunion eine enorme Bedeutung. Rund 22 Millionen Quadratkilometer Fläche umfaßt das Territorium der UdSSR. Will man das Land von West nach Ost durchqueren, muß man fast zehntausend Kilometer zurücklegen, und vom Norden nach dem Süden sind es nahezu fünftausend! Einen beträchtlichen Teil dieser riesigen Fläche



nehmen der Hohe Norden, der Ferne Osten und Sibirien ein – jene Gebiete, in denen sich heute Industrie, Verkehrswesen, Energiewirtschaft, das Fördern von Bodenschätzen und viele andere Zweige der Volkswirtschaft in raschem Tempo entwickeln. Daß dabei die Nachrichtenverbindung und -übermittlung eine außerordentlich große Rolle spielt, versteht sich von selbst. Heute wird ein beträchtlicher Teil der Telefonie-, Telegrafie- und Fernsehverbindungen in der Sowjetunion über Satellit abgewickelt. Dazu zählen nicht nur Ferngespräche und Fernsehverbindungen über riesige Entfernungen, sondern auch die Übermittlung betriebstechnischer Informationen zu und von automatischen Steuersystemen, von Daten, Lehrprogrammen und zahlreichen anderen Sendungen. Dafür stehen mehrere Typen von Nachrichtensatelliten und entsprechenden Bodenstationen zur Verfügung. Der erste Einsatztyp war Molnija 1 (Molnija = Blitz). Die Bahn dieses wegen der Form seiner Solarzellenflächen an einen Stern erinnernden Raumflugkörpers wurde so gewählt, daß sie den territorialen Gegebenheiten der Sowjetunion optimal entspricht. Vor allem betrifft das die bereits erwähnte riesige Ausdehnung sowie die Notwendigkeit, umfangreiche Regionen im Norden bedienen zu müssen. Deshalb brachte und bringt man die Satelliten der Molnija-Serien auf eine stark elliptische Umlaufbahn im Höhenbereich zwischen 500 und 40 000 km bei einer Bahnneigung von 65 Grad. Dabei liegt der erdnächste Punkt (Perigäum) über der südlichen Erdhalbkugel, der 40 000 km entfernte Punkt (Apogäum) dagegen über der nördlichen Hemisphäre. Damit liegen etwa zwei Drittel der Umlaufbahn über der Nordhalbkugel. Von den 12 Stunden je Erdumlauf überfliegt ein Molnija-Satellit die Sowjetunion also



Die „Intersputnik"-Bodenstation bei Fürstenwalde ist eine von 70 derartigen Anlagen für den Empfang von Sendungen sowjetischer Nachrichtensatelliten.

8 Stunden lang, bei zwei Umläufen pro Tag insgesamt 16 Stunden. Davon entfallen sieben bis acht Stunden auf die direkte Versorgung des sowjetischen Territoriums. Drei bis vier gleichzeitig in der Umlaufbahn kreisende Molnija-Satelliten können also die Nachrichtenversorgung der Sowjetunion rund um die Uhr sichern. Dem internationalen Nachrichtenverkehr über das System „Intersputnik", dem auch die DDR angeschlossen ist, dienen die Satelliten der Serien Molnija 2 und Molnija 3.

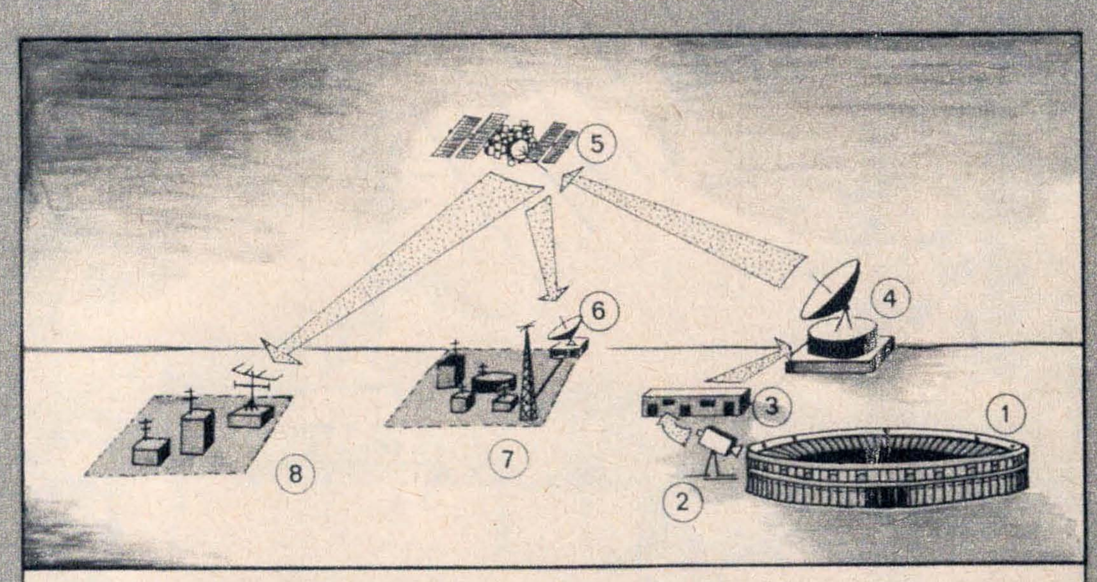
Eine zweite Gattung von Nachrichtensatelliten bilden die sogenannten Stationärsatelliten. Sie werden auf Bahnen in rund 36 000 km Höhe gebracht, wo ihre Umlaufzeit mit der Rotationsdauer der Erde übereinstimmt. Deshalb scheinen sie über einem Punkt der Erdoberfläche stillzustehen. Damit kann man rund 30 Prozent der Erdoberfläche nachrichtentechnisch versorgen. Theoretisch genügen also drei derartige Raumflugkörper, um jeden Punkt der Erde erreichen zu können. In der Sowjetunion entstanden mehrere Typen solcher Satelliten, und zwar Raduga (Regenbogen), Ekran (Bildschirm) und Gorisont (Horizont). Sie unterscheiden sich voneinander in der technischen Ausrüstung, im Frequenzbereich, im Antennensystem und in der Leistungsfähigkeit.

Raduga besitzt gegenüber den Molnija-Satelliten veränderte Sende-, Empfangs- und Antennensysteme, kann jedoch die bestehenden Orbita-Stationen nutzen.

Besonders interessant ist das System Ekran. Es dient der Übertragung der Schwarzweiß- und Farbprogramme des Zentralen sowjetischen Fernsehens, und zwar direkt an kleinere Empfangsanlagen in Sibirien und im Hohen Norden. Diese Direkt-Empfangsantennen sind einfach; sie erfordern kaum einen größeren Aufwand als herkömmliche Gemeinschaftsantennen. Die ersten Sendungen über Ekran erfolgten 1976; damals bestanden erst rund 100 Empfangsanlagen. Seit 1978 werden jährlich etwa 700 Anlagen in Betrieb genommen.

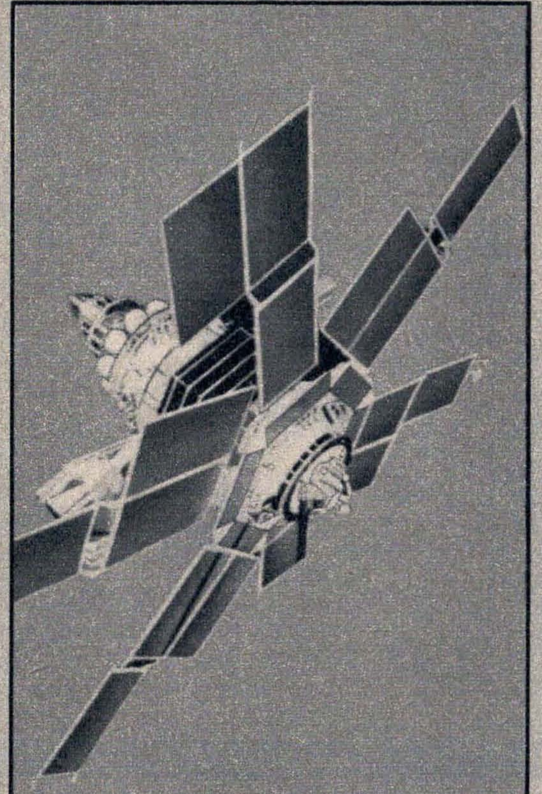
Die Satelliten der Serie Gorisont schließlich dienen der erwähnten Übertragung aller Schwarzweiß- und Farbfernsehsendungen von den Olympischen Spielen in alle Länder der Erde. Danach werden sie dem Kommunikationsnetz der Sowjetunion zur Verfügung stehen und das Netz der Nachrichtenverbindungen via Satellit noch effektiver gestalten, im Interesse und zum Nutzen der Volkswirtschaft aller Staaten der sozialistischen Gemeinschaft.

Peter Stache
Fotos: Autor (2); Hein; ADN
Zeichnungen: E. Els

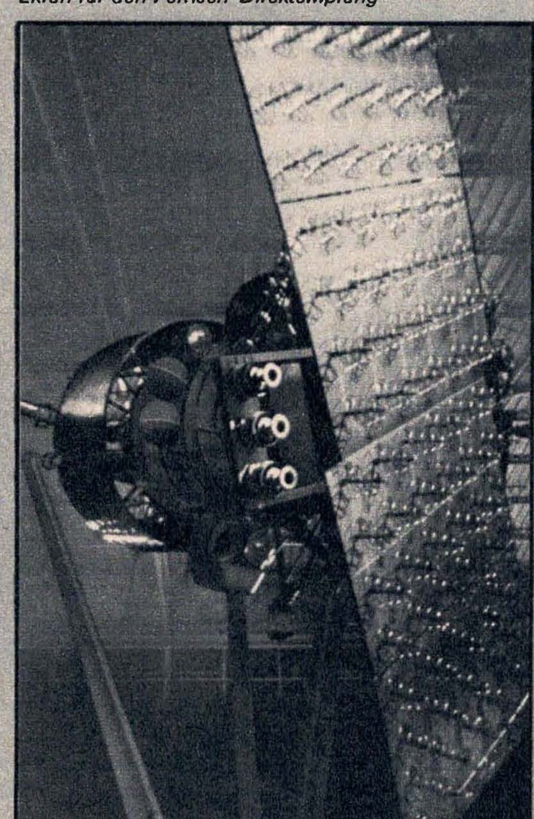


Schema der Fernsehübertragung via Satellit
1 = Sportstadion; 2 = Fernsehkamera; 3 = Studio; 4 = Bodenstation; 5 = Nachrichtensatellit Gorisont; 6 = Bodenstation; 7 = Empfang durch das örtliche Fernsehen; 8 = Satelliten-Heimempfang

Molnija kreist auf elliptischer Bahn



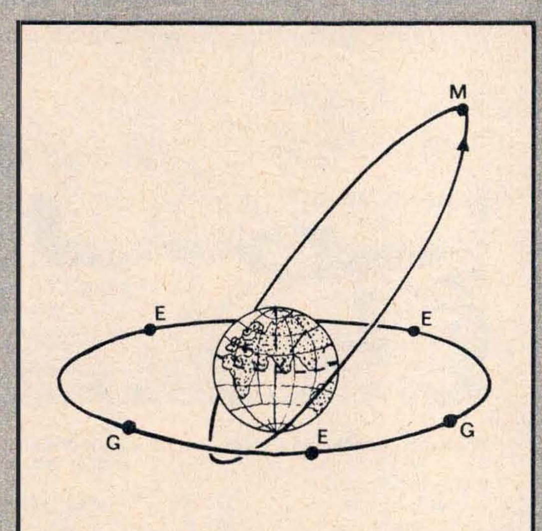
Ekran für den Fernseh-Direktempfang



Sowjetische Nachrichtensatelliten

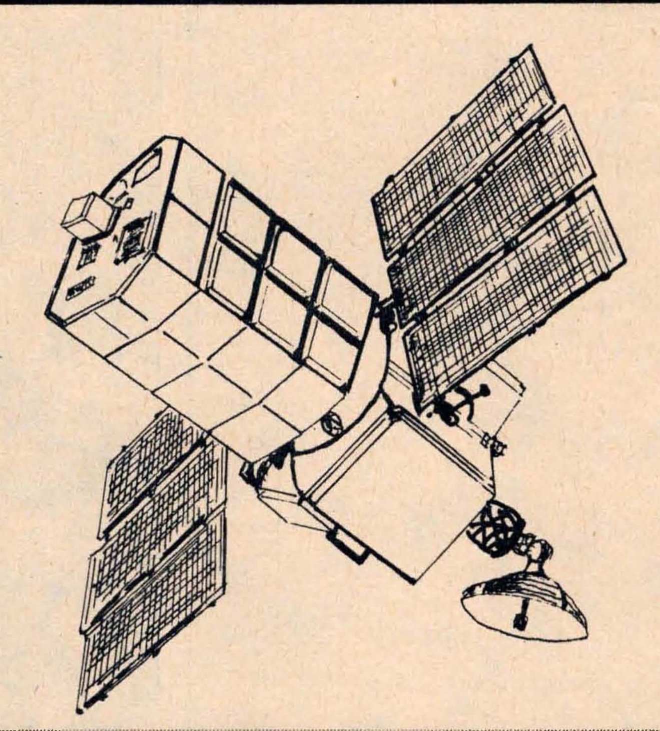
Stand: Mai 1980

Typ	Einsatz seit	bisher gestartet
Molnija 1	1965	45
Molnija 2	1971	17
Molnija 3	1974	12
Molnija 1 S	1974	1
Raduga	1975	6
Ekran	1976	4
Gorisont	1978	3



Lage der Bahnen sowjetischer Nachrichtensatelliten. M = Molnija; E = Ekran; G = Gorisont

Forschungs-Satellit SMM (USA)

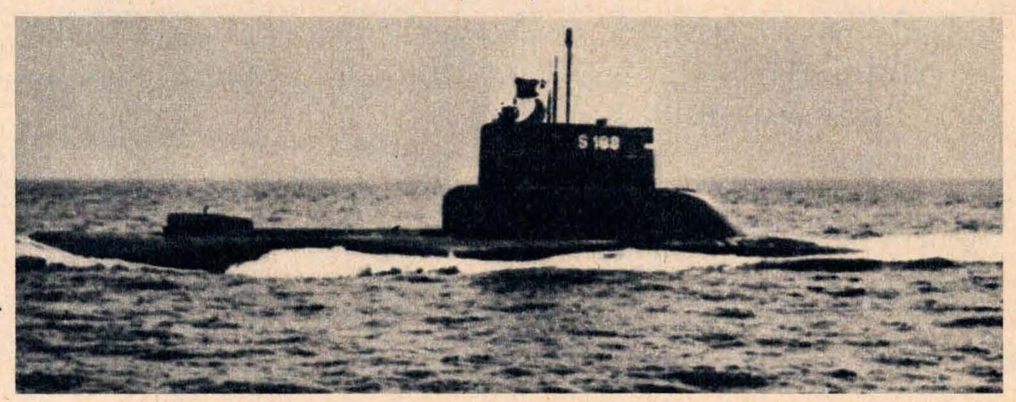


Technische Daten:

Körperhöhe	4,0 m
Körperdurchmesser	2,3 m
Bahnneigung	28,6°
Umlaufzeit	96,0 min
Perigäumshöhe	540 km
Apogäumshöhe	550 km
Start	14. 2. 1980

Die Abkürzung SMM bedeutet Solar Maximum Mission. Daraus geht die Aufgabenstellung des Satelliten hervor: Der Raumflugkörper soll während des kommenden Sonnenflekkenmaximums etwa ein Jahr lang Sonneneruptionen beobachten und daneben die Gesamtstrahlung der Sonne registrieren.

Unterseeboot Klasse 205 „U 9" (BRD)



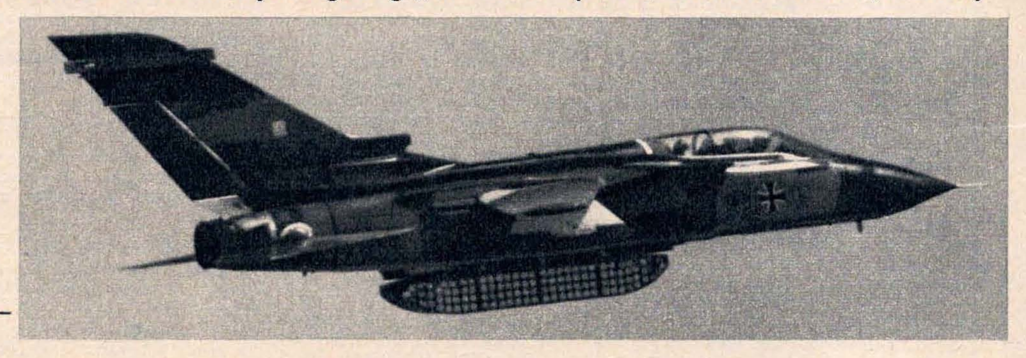
Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
– aufgetaucht	370 ts
– getaucht	450 ts
Länge	43,5 m
Breite	4,6 m
mittlerer Tiefgang	4,0 m
Antrieb	Dieselmotor 882,6 kW (1 200 PS)
	Elektromotor 1 103 kW (1 500 PS)
Geschwindigkeit	
– über Wasser	10 Knoten (18 520 m/h)
– unter Wasser	17 Knoten (31 484 m/h)
Fahrbereich	3 800 sm (über Wasser)
Bewaffnung	8 Torpedorohre, 16 Minen
Besatzung	21 Mann

U-Boote des Typs 205 wurden anfangs der sechziger Jahre in der BRD gebaut. Eingesetzt in der Ostsee, werden sie für Angriffs- und Sperraufgaben herangezogen. Zur Zeit sind sechs U-Boote des Typs 205 in Dienst, welche die NATO-Kennummern S 180, S 181, S 188 bis S 191 (U 1, U 2, U 9 bis U 12) tragen. Charakteristisch ist die eigenwillig gestaltete Brücke. Diese Turmform ist bei keinem anderen U-Boot-Typ in der Ostsee anzutreffen.

AR 7/80 — TYPENBLATT — FLUGZEUGE

Mehrzweck-Kampfflugzeug „Tornado" (BRD/Großbritannien/Italien)



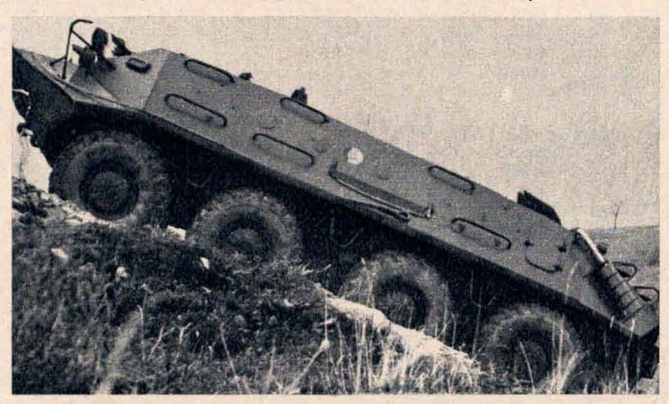
Taktisch-technische Daten:

Leermasse	10000 kg
Startmasse	22000 kg
Spannweite	8,36–13,9 m
Länge	16,23 m
Höhe	5,86 m
Höchstgeschwindigkeit	2125 km/h
– in Bodennähe	1350 km/h
Gipfelhöhe	11000 m
Reichweite	1250 km
Triebwerk	2 Strahltriebwerke RB.199-34R
Schub	je 67,5 kN (6750 kp)
mit Nachbrenner	je 95,6 kN (9560 kp)
Bewaffnung	bis zu 8200 kg (Raketen, Spreng-, Brandbomben, Streubehälter); 2 × 27-mm-Kanonen
Besatzung	2 Mann

Panavia nennt sich die von den drei Staaten gebildete Aktiengesellschaft, welche diesen Schwenkflügler produziert. Als MRCA (Multi-role combat aircraft = Mehrzweck-Kampfflugzeug) bezeichnet, startete er im Februar 1977 zum Erstflug. Die Maschine besitzt hohe Einsatzflexibilität, gute Manövrierfähigkeiten sowie ausgezeichnete Flugeigenschaften. Für den Start sollen 700 m, für die Landung 900 m notwendig sein. Charakteristisch für die Bundeswehr-Variante des Flugzeuges ist ein Waffenbehälter unterm Rumpf (Foto) mit 4000 Sprengkörpern, die mit Raketenantrieb ausgestoßen werden. Vorgesehen ist, die Maschine ab 1982 in die Bundeswehr einzuführen.

AR 7/80 — TYPENBLATT — PANZERFAHRZEUGE

Schützenpanzerwagen 60 PA (UdSSR)



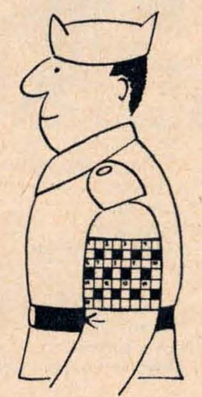
Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	10200 kg
Länge	7220 mm
Breite	2825 mm
Höhe (mit MG)	2530 mm
Höhe (ohne MG)	2080 mm
Spurweite	2370 mm
Bodenfreiheit	475 mm
Steigfähigkeit	30°
Seitenneigung	25°
Überschreitfähigkeit	2000 mm
Höchstgeschwindigkeit	
– Straße	80 km/h
– Wasser	10 km/h
Fahrbereich	500 km
Fahrzeit auf Wasser	12 h
Motor	2 Viertakt-Otto; Typ GAZ-49
Leistung	je 66 kW (90 PS)
Bewaffnung	1 MG 7,62 mm
Schußentfernung	2300 m
Besatzung u. Schützen	12 Mann

Der schwimmfähige 60 PA ist eine Weiterentwicklung des SPW 60 P. Er unterscheidet sich vor allem dadurch, daß die Oberseite der Fahrzeugwanne mit einer Panzerung statt mit einer Plane versehen ist. Eine Reifendruckregelanlage trägt zur guten Geländegängigkeit bei. Der SPW-Typ wird in verschiedenen sozialistischen Armeen eingesetzt.

Waagerecht: 1. Mailänder Oper, 4. Stammvater eines Riesengeschlechts, 7. deutscher Rechenmeister, 10. Pflanzenteil, 13. Auftrag, Rechnung, 14. Angehöriger eines german. Volksstammes, 15. sowjetarmen. Schriftsteller, 17. Malariamücke, 18. Geruchsverschluß, 20. Farbton, 22. Klebstoff, 23. Abteilung des Juras, 25. Holzstäbchen zum Verschließen der Wurstenden, 28. Nadelbaum, 31. altröm. Obergewand, 33. Fläche, 35. alger. Journalist und Kommunist, 36. Ort in Österreich, 38. sowjet. Weltklasseturnerin, 40. Sinnesorgan, 41. Segelstange, 42. Ferment des Wiederkäuermagens, 44. Abwesenheitsnachweis, 45. Turnerabteilung, 46. gesangartig geführte Tonfolge, 50. Druckbuchstabe, 54. Eigenschaftsänderungen eines Metalls, 57. Kampfbahn, 58. weibliche Stimmlage, 60. deutscher Komponist, gest. 1916, 61. Fuldanebenfluß, 63. Kunstrichtung, 64. Finnenausschlag der Haut, 67. legendärer Held der mittelalterlichen Literatur, 69. Halbedelstein, 70. Olympiasiegerin im Eissprint 1980, 72. mittelitalien. Stadt, 74. Halbedelstein, 77. Genossenschaftsform in der UdSSR, 78. zugeschnittenes Holz, 81. Schwung, Tatkraft, 82. Gangart des Pferdes, 83. Gestalt aus „Peter Grimes", 85. bedeutender finn. Langstreckenläufer der zwanziger Jahre, 88. Verkaufsstelle, 91. Haltetau der Gaffel, 92. Stadt in Belgien, 93. Garten- und Zimmerpflanze, 97. Papstpalast in Rom, 101. nordungar. Stadt, 102. Künstlerwerkstatt, 105. Vogel, 106. festl. Herrenkleidung, 108. Wendekommando, 109. Sultanserlaß, 111. Schußwaffe, 113. Nach-, Niederschrift, 116. Sportart, 120. Jurist, 121. Eiland, 122. Augendeckel, 124. Gestalt aus „Egmont", 126. eine der Gezeiten, 127. Schieferfelsen, 129. Wüstenform, 131. Stockwerk, 132. Tierhaut, 135. Schilf, Röhricht, 137. Anspruch aus der Sozialversicherung, 139. Uranusmond, 141. fruchtbarer Wüstenstrich, 144. starres Rinderfett, 146. Quantum, Dosis, 148. Betrag, 149. Handwerker, 151. Sowjetbürger, 152. Staat in Vorderasien, 153. Vogelbau, 154. russ.-sowjet. Prosaschriftsteller, 155. Edelgas, 156. Roman von Lem, 157. Fruchteinbringung.

Senkrecht: 1. Tierunterkunft, 2. Bittermittel, 3. Kuchengewürz, 4. griech. Buchstabe, 5. Altberliner Original, 6. Klangkörper, 7. Lederflicken auf dem Schuh, 8. Stadt im Bezirk Magdeburg, 9. internat. Seenotruf, 10. Futterpflanze, 11. belg. Schlager- und Chansonsänger, 12. Oper von Puccini, 16. Talsperre bei Eibenstock, 19. Ausflug zu Pferd, 21. Angehöriger eines Göttergeschlechts, 22. poln. Schriftsteller, 24. Reinigungsmittel, 26. plötzlicher Schrecken, 27. Held der griech. Sage, 29. trop.-subtrop. Faserpflanze, 30. inneres Organ, 32. Gebietsteil der Rep. Indien, 34. Sportler zu Pferd, 37. Platz, 38. Spaltwerkzeug, 39. Schachausdruck, 42. Weinernte, 43. europ. Hauptstadt, 47. Maler und Bildhauer des süddeutschen Spätbarocks, 48. abgelaichter Hering, 49. Gestalt aus „Tiefland", 51. Gestalt aus „Siegfried", 52. Verpackungsgewicht, 53. italien. Maler des 16./17. Jh., 54. Landwirtschaftsausstellung in der DDR, 55. Fischfett, 56. italien. Fluß, 58. Wesernebenfluß, 59. bildl. Ausdruck, 61. Strumpfkombinat in der DDR, 62. Elen, 65. urgeschichtl. Beil, 66. Strom zur Nordsee, 68. bequeme Morgenkleidung, 69. bis zum Bräunen erhitzter Zucker, 71. Milchgefäß, 73. marderartiges Raubtier, 75. span. Nationalheld, 76. Körperteil, 79. Spaltwerkzeug, 80. Laut, 83. deutscher Physiker, gest. 1905, 84. Sinnesorgan, 86. Bewohner eines Schweizer Kantons, 87. Sucht, Trieb, 89. von einem Menschen ausgehende Wirkung, 90. Sandanhäufung an Küsten, 94. landwirtschaftl. Gerät, 95. Speisefisch, 96. Donaunebenfluß, 98. rumän. Stadt, 99. Ritter der Artusrunde, 100. Name einer schwedischen Gesangsgruppe, 102. Schriftstück, 103. sagenhafter Keltenkönig, 104. Währung in Iran, 107. Redner, 110. Erfinder eines Motors, 111. wundertätige Schale, 112. Trennmauer, 114. Schweizer Volksheld, 115. Sommerzelt der Indianer, 116. Bitte um Auskunft, 117. Sollseite, 118. Komponist der Oper „Fra Diavolo", 119. tiefe Zuneigung, 123. Fluß in Mittelasien, 125. synthetisches Malariamittel, 126. Losungswort der Franz. Revolution, 128. Erfrischung, 129. Bühnen- und Konzertsänger, NPT, 130. Einheit der Arbeit und der Energie, 133. Bergweide, 134. obergäriges Bier, 135. Grünfläche, 136. Schiffstagereise, 138. Suppeneinlage, 140. Gestalt aus „Rienzi", 142. engl. Physiker, gest. 1945, 143. Tanzschüler, 145. Ölpflanze, 147. weibl. Rollenfach, 149. Wislanebenfluß, 150. nord. Hirschart.



Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich ein alter Brauch vor dem schönsten Tag des Lebens. Wie heißt er? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 4. 8. 1980. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 8/80.

Auflösung aus Nr. 6/80

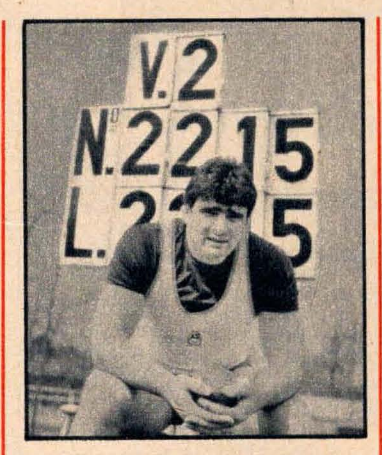
Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Marschpause. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Senkel, 5. Risotto, 10. Lupine, 14. Silur, 15. Aspik, 16. Oberst, 17. Belfast, 18. Salami, 19. Eeden, 20. Temes, 21. Egel, 24. Nep, 26. Ter, 27. Labe, 29. Adams, 32. Abo, 34. Niere, 37. Amado, 39. Okapi, 41. Unità, 44. Karamel, 46. Neman, 47. Miramar, 49. Gebot, 51. Samen, 53. Elegie, 57. Stimme, 60. Lebensweise, 63. Saba, 65. Ate, 66. Elis, 69. Irade, 71. Oleg, 73. Bier, 76. Kreta, 77. Sol, 78. Deneb, 79. Err, 80. Nacht, 81. Isar, 82. Reka, 83. Elend, 84. Rif, 85. Gei, 86. Rilla, 87. Acht, 89. Oise, 90. Satin, 91. Don, 92. Orade, 93. Nie, 94. Nante, 97. Tana, 99. Enns, 101. Liane, 104. Alai, 106. Dau, 109. Onon, 110. Biedermeier, 111. Salome, 114. Kaiser, 118. Anatom, 122. Adebar, 125. Gessler, 128. Haase, 130. Element, 133. Elea, 134. Russe, 135. Aloe, 136. Kanon, 139. Ree, 140. Ellen, 142. Lake, 144. Ale, 146. Lid, 148. Nemo, 151. Esino, 153. Dingi, 155. Sekans, 156. Starter, 157. Grosse, 158. Debet, 159. Anker, 160. Eisner, 161. Normale, 162. Reigen.*

Senkrecht: *1. Store, 2. Niete, 3. Esse, 4. Litera, 5. Rubens, 6. Irene, 7. Orfe, 8. Taste, 9. Ostern, 10. Lisene, 11. Ukas, 12. Ilawa, 13. Elite, 22. Gama, 23. Lada, 25. Paket, 26. Topas, 27. Lena, 28. Beta, 30. Dom, 31. Mole, 33. BAM, 35. Imme, 36. Rur, 37. Akte, 38. Arve, 39. Ono, 40. Ina, 42. Imam, 43. Arie, 45. Egeln, 48. Insel, 50. Bebel, 52. Meile, 54. Lear, 55. Grad, 56. Ast, 58. Iler, 59. Meit, 61. Nager, 62. Weber, 63. Signorina, 64. Barcelona, 67. Lebertran, 68. Sardinien, 70. Estrade, 71. Olifant, 72. Edaphon, 74. Iberien, 75. Reagens, 76. Kreisel, 88. Trade, 89. Odeum, 95. Alba, 96. Tiro, 98. Adept, 100. Neige, 102. Iori, 103. Note, 105. Ebene, 107. Art, 108. Arkal, 111. Sage, 112. Lese, 113. Mal, 115. Are, 116. Siel, 117. Rate, 119. Arno, 120. Ohr, 121. Maure, 122. Assel, 123. Dee, 124. Beil, 126. Elba, 127. Sake, 129. Ase, 131. Mann, 132. Norm, 137. Nasser, 138. Nansen, 140. Edirne, 141. Logger, 142. Liste, 143. Kokos, 145. Lotto, 147. Ideal, 149. Essig, 150. Olein, 151. Ende, 152. Brom, 154. Irre.*

Gewinner im Heft 3/80 waren: *Soldat Hans Scheibner 25,– Mark; Heidrun Schulze 15,– Mark; Edeltraut Papenbrak 10,– Mark. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann



UNSER TITEL: Weltrekordhalter im Kugelstoßen, Oberleutnant Udo Beyer. Er will seinen Olympiasieg verteidigen. Foto: Geißler



UNSER POSTER: Soldaten des Chemischen Dienstes bei der Spezialbehandlung von Gefechtsfahrzeugen nach Befall durch radioaktive Stoffe.
Foto: Gebauer/Uhlenhut



Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst Z. Zakow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark. Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 1040 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-7010 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann.
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 30. 4. 1980

INHALT



Technisch auf der Höhe

ist unser polnischer Zeichner
Wiesław Fuglewicz



ar
31036
ISSN 0004-2277

Foto: Manfred Uhlenhut